

Herr Sowtschicks feines Gespür für Plankton – Walter Kempowskis *Hundstage* (1988) und *Letzte Grüße* (2003) als Wiedervereinigungsplankton der Erinnerung

Manuel Philipp KRAUS

*Jeder tag ist ein Brief
Jeden abend versiegeln wir ihn
Die nacht trägt ihn fort
Wer empfängt ihn
(Reiner Kunze)⁽¹⁾*

Präludium

Walter Kempowski war ein stiller und bedächtiger Prophet der Zeit. Nicht unbedingt einer, der die zugänglichen, sogenannten „big books“⁽²⁾ der Gegenwartsliteratur verfasst und den Markt damit überschwemmt hat. Keiner, der wie in etwa Bernhard Schlink als Vertreter der „middlebrow“-Literatur bei Oprah's Book Club vorgestellt werden würde.⁽³⁾ Für ihn galt auch nicht die sich bisher auf dem deutschen Buchmarkt beständig gehaltene Zauberformel eines Sebastian Hammelehles, der es in seinem Spiegel-Artikel anlässlich der

(1) Reiner Kunze in: Kempowski, Walter: *Mein Lesebuch*. Frankfurt am Main (Fischer), 1980, S. 138.

(2) Der Begriff „big books“ geht auf den britischen Soziologen John B. Thompson in seinem Werk *Merchants of Culture. The Publishing Business in the Twenty-First Century* (Cambridge: Polity, 2010) zurück.

(3) Vgl. zum Begriff „middlebrow“ Kelly, Hillary: We don't need Oprah's Book Club. In: *newrepublic.com* vom 25. Mai 2011, letzter Aufruf am 27.05.2020.

Verleihung des Deutschen Buchpreises 2011 an Eugen Ruge präzise auf den Punkt brachte: „Deutsche Geschichte plus Familienroman gleich Buchpreis.“⁽⁴⁾ Walter Kempowski bekam nur wenige der richtig wichtigen Literaturpreise. Die meisten enthielt man ihm vor, ganz zu seinem Bedauern, das bis zu seinem Tod anhielt. In seinem Schreiben war Kempowski eher einer, der sich zurückhaltend im norddeutschen Hintergrund in seiner Fluchtburg verbarg, seinen Jokus mit den Worten und den Erinnerungsschnipseln der Zeit, aber auch nicht selten mit der politischen Verdrossenheit des Spießbürgertums trieb, wenn auch „er sowohl auf literarische als auch politische Moden gepfiffen und konsequent getan hat, was er persönlich für richtig hält“ (Hempel 2004: 212).⁽⁵⁾ Er war kein „écrivain engagé“ oder „Revolutionär“ (Ebd.: 131) und hat vielleicht gerade dadurch die deutsche Nachkriegs- und auch Gegenwartsliteratur um ein so evidenten Maß bereichert, dass man es selbst jetzt, in einer Gegenwart der ‚Blog-Pop-Literatur‘ und ‚Instagrammatik‘ kaum noch aufarbeiten könnte. Auch war er als Mantiker des Bürgertums stets seiner Zeit voraus, denn bereits 1969 hatte er das in langjähriger Arbeit und unter der geduldigen Betreuung seines ersten Lektoren, Fritz J. Raddatz, entstandene autobiographische Werk *Im Block* (1969) herausgegeben, in dem er sich mit seiner Haftzeit in Bautzen beschäftigte, einem Thema, über „das man [M.K.: damals] nichts hören [wollte]“⁽⁶⁾ und dessen Aktualität man sich aus heutiger Sicht immer wieder bewusst machen muss. Dennoch ist er bei vielen – Kempowski würde sagen „bei Jugend“ – aber auch im Literaturkanon zu Unrecht in Vergessenheit geraten und mit fast resignierter Ironie müsste man hinzufügen, dass Kempowski genau den Kampf verloren hatte, den er

(4) Hammelehle, Sebastian: Ein allzu geradliniger Gewinner. In: *spiegel.de* vom 11.10.2011, letzter Aufruf am 27.05.2020. Vgl. dazu auch das Zitat in Tommek, Heribert: Formen des Realismus im Gegenwartsroman. Ein konzeptueller Bestimmungsversuch. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): *Text + Kritik: Poetik des Gegenwartsromans* (Sonderband), München (edition text + kritik), 2016.

(5) Zitat von Eugen Egner in Hempel, Dirk: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie*. München (Random House GmbH), 2004.

(6) Ich beziehe mich hier auf das Gespräch zwischen Walter Kempowski und Peter Voß im Juni 2003 unter der Fragestellung: „Warum wollen Sie das Vergangene bewahren?“

immer zu kämpfen anstrebte: nämlich den gegen die Zeit. Gegen das monumentale Vergessen. Nicht umsonst hatte er sich mit aller Besessenheit und Akribie daran gemacht, sich „von der ‚Deutschen Chronik‘ bis zum ‚Echolot‘ auf d[ie] Suche nach der verlorenen Zeit“⁽⁷⁾ (Kunckel 2003: 3) zu machen. Nicht um sein persönliches Combray in filigraner Detailarbeit zu erstellen, sondern um die Erinnerung aller Deutschen und die Improperien derjenigen, die es betrifft, in einem kompositorischen Erinnerungsplankton zu kartographieren, was er später in *Mark und Bein* (1992) dann noch auf die Allgemeinheit übertrug. „Die Bilder“, die Kempowski versuchte in *Das Echolot* den Deutschen zu malen, „sollen uns ja etwas sagen. Vergangenheit will uns Orientierungshilfe geben, sie will uns weiterhelfen“ (Mensak 1982: 109)⁽⁸⁾. Mit anderen Worten: Kempowski „wollte Bewußtsein erzeugen, aber nicht erziehen“ (Hempel 2004: 131). Ein orchestrales Wortprojekt also, eine „Riesen-Collage“⁽⁹⁾, das in „seinen Dimensionen nur den ausdrücklich als literarische Großprojekte konzipierten Romanserien Balzacs und Zolas vergleichbar“ (Hempel 2004: 172) ist. Nicht unähnlich der Sammellust der Gebrüder Grimm.⁽¹⁰⁾ Ein kompositionelles Erinnerungsgewirr und kollektives Stimmenorchester des kulturellen Gedächtnisses, dessen longitudinale Arme sich bis in die Gegenwart austrecken, um „das Subjektive zu objektivieren [und] das

(7) Kunckel, Susanne: Abschied vom Leser. In: *welt.de* vom 14.09.2003, letzter Aufruf am 27.05.2020.

(8) Mensak, Alfred (Hrsg.): *Siegfried Lenz: Gespräche mit Heinrich Böll, Günter Grass, Walter Kempowski, Pavel Kohout*. Hamburg (Hoffmann und Campe), 1982.

(9) Zitiert nach Kempowskis langjährigem Lektor Fritz J. Raddatz in: Beutin et al. (Hrsg.): *Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Sechste verbesserte und erweiterte Auflage. Stuttgart/Weimar (J.B. Metzler), 2001, S. 682.

(10) „Kempowski wollte ‚wie die Grimms weitersammeln‘“ (Ebd.: 176). Vgl. dazu auch die Ausführungen im Tagebuch vom 17.8.1988, WKA 500 (= Walter-Kempowski-Archiv der Akademie der Künste Berlin). Ebenso das Gespräch mit Peter Voß (=FN 6), in dem Kempowski sein Schaffen mit dem der Gebrüder Grimm aber auch dem von Theodor Fontanes *Wanderung durch die Mark Brandenburg* oder Walter Benjamins *Passagen-Werk* vergleicht. Dazu auch der Eintrag im Tagebuch unter dem 6. April 1989: „Das ‚Echolot‘ sind meine ‚Wanderungen durch die Mark‘ [...] Benjamins ‚Passagen‘, Fontanes ‚Wanderungen‘, Gustav Freytags ‚Ahenen‘ und das Prinzip, nach dem die Grimms ihre Märchen gesammelt haben“. Kempowski, Walter: *Alkor. Tagebuch 1989*. München (Albrecht Knaus Verlag), 2003, S.161f.

Individuelle im Kollektiven zu verorten [...].⁽¹¹⁾ Und stets war es ihm ein Anliegen, genau diejenige Anerkennung zu bekommen, die ihm auch zustehen sollte und die ihm ohne Zweifel auch hätte anerkannt werden sollen. Dennoch war er immer der profane Außenseiter,⁽¹²⁾ trotz der unbestreitbaren Popularität seines vierten Bands der *Deutschen Chronik, Tadelloser & Wolf* (1971), sowie der gleichnamigen Verfilmung von Eberhard Fechner aus dem Jahre 1975.⁽¹³⁾ Erst nach der Wende, als Walter Kempowski am 30. Januar 1990 seine alte Heimatstadt Rostock mehrere Jahre nach seiner Einreiseperrre von 1981 wieder besuchen durfte,⁽¹⁴⁾ wurde ihm bei einer Lesung diejenige Anerkennung gezollt, nach er sich immer gesehnt hatte: „Also doch! dachte ich. Also doch! Sie haben dich nicht vergessen, so wie du sie auch nicht vergessen hast. Es ist zwar nicht alles beim Alten, aber es ist noch und kann was werden.“⁽¹⁵⁾ Also vielleicht nicht mehr der Autor von „Nierentisch-Buddenbrooks“⁽¹⁶⁾, wie man ihm 1980 noch in *Die Zeit* vorgeworfen hatte.

Auch publikumsscheu konnte man Kempowski keineswegs bezeichnen, denke man an die unzähligen, Konventikeln gleichenden und immer gut und gern besuchten Lesungen oder die in den Tagebüchern ausführlich dargestellten Literatur-Seminare im Hause Kreienhoop in Nartum, die ganz anders als die parallel dazu verlaufenden Versammlungen der elitären und „saure

(11) Damiano, Carla A. / Drews, Jörg / Plöschberger, Doris (Hrsg.): „Was das nun wieder soll?“ *Von Im Block bis Letzte Grüße. Zu Werk und Leben Walter Kempowskis*. Göttingen (Wallstein), 2005, S. 27.

(12) Hempel (2014: 177): „[...] Manfred Dierks berichtet, seine Kollegen hätten die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, als er sich mit dem Werk Kempowskis beschäftigen wollte.“

(13) Zur Kritik des gleichnamigen Films durch Walter Jens siehe FN 107.

(14) Vgl. hier auch die detaillierte Ausföhrung der Rostock-Reise mit Bruder Robert in Kempowski, Walter: *Hamit. Tagebuch 1990*. München (btb Verlag), 2011, S.10ff., S.60ff.

(15) Hempel (2004: 195), zitiert nach Kempowski, Walter: Abschied von Rostock. In: *SZ*, vom 10.2.1990. Vgl. dazu das Interview mit Volker Hage in Hage, Volker: *Walter Kempowski. Bücher und Begegnungen*. München (Albrecht Knaus Verlag), 2009, S. 96: „Ich mußte Valium schlucken, 2mg, sonst hätte ich es nicht durchgestanden. Ich war wieder zu Hause, und ich wurde von den Rostockern freundlich aufgenommen.“

(16) Henrichs, Benjamin: Die Kunst ist eine Hörkunst. Über das Vergnügen und Ärger mit Sprechplatten. In: *zeit.de* vom 5.12.1980, letzter Aufruf am 27.05.2020.

Schwarzweißliteratur“ (Hempel 2004: 114) produzierenden Gruppe 47, vielen jungen und ambitionierten Schriftstellern Mut für ihre angehende Karriere mitgegeben haben.⁽¹⁷⁾ Dies im evidenten Kontrast zum nicht ganz unweit, circa 200 Kilometer entfernt liegenden Bargfeld im Kreis Celle, wo Arno Schmid mit Frau Alice seinen Wohnsitz hatte und dem unzähligen Besucherstrom überdrüssig und der Einsamkeit anheimelnd etwas frotzelnd meinte, dass es „das Werk [sei], das funkele [...] ,den schäbigen Rest, den Autor selbst nämlich, besieht man sich besser nicht“⁽¹⁸⁾ (Henschel/Kromschröder 2016: 13). Es klingt daher umso trauriger und es mutet auch lange nach Kempowskis Tod noch als ein unverzeihbarer Fakt an, wenn Kempowski ein Jahr vor seinem Tod in einem Interview mit der FAZ verlauten lässt: „Ich habe fünfunddreißig Bücher geschrieben, und dies ist das ganze Echo auf mein Werk: in Tasmanien, Kairo und Amerika. Meine Bücher werden in keiner Schule gelesen, und Goethe-Institute laden mich nicht ein. Das alles ist tödlich. Ich habe die Folgen zu tragen, sie grenzen an Körperverletzung“⁽¹⁹⁾ und diese

(17) Man denke hier insbesondere an den Vertreter der zweiten Generation der Neuen Frankfurter Schule und *Titanic*-Redakteur Gerhard Henschel sowie die autofiktionale Darstellung seines Besuchs bei einem Literaturseminar im Haus Kreienhoop in Nartum im fünften Teil der Martin-Schlosser-Reihe. Siehe Henschel, Gerhard: *Bildungsroman*. München (dtv), 2014, insbesondere die Seiten 385-405, in denen auch der renommierte Kempowski-Forscher Manfred Dierks (vgl. FN 12) Erwähnung findet: „Den Interpretationskurs leitete Prof. Dr. Manfred Dierks, der auch ein Buch über Kempowski geschrieben hatte“ (Ebd.: 393). Vgl. dazu FN 97.

(18) Henschel, Gerhard/Kromschröder, Gerhard: *Landvermessung. Durch die Lüneburger Heide von Arno Schmidt zu Walter Kempowski. Ein Wandertagebuch*. Bremen (Edition Temmen), 1. Auflage, 2016. Hierzu darf man auch an die schöne Episode in Henschel (2014) denken, in welcher Kempowski Henschels Alter Ego Martin Schlosser erzählt, dass Arno Schmidt ihm „sogar mal ein Buch geschenkt“ habe, nachdem er „ihm geschrieben [hatte], daß [er] nichts mehr zu lesen hätte“ und ihm dann „kommentarlos eines seiner Bücher zugeschickt“ (Ebd.: 390) hatte. Besagte Episode wird dann in Henschel/Kromschröder (2016) nochmals aufgenommen, allerdings spricht Henschel in diesem Fall nicht mehr von einem Buch, sondern von einem „Sonderdruck eines Essays“ (Ebd.: 211). Ob dies von Henschel bewusst gestaltet wurde, um die Grenze zwischen autofiktionaler Biographie und tatsächlichem Geschehen zu verwischen, sei hier dahingestellt und ist in einer separaten Arbeit zum Verhältnis Henschel und Kempowski noch detaillierter zu bearbeiten. Vgl. zu obiger Episode auch Hempel (2004: 186).

(19) Hintermeier Hannes/Reents, Edo: Der Mensch muß uns doch für verrückt halten! In: *faz.de* vom 22.09.2006, letzter Aufruf am 27.05.2020.

Körperverletzung mit Todesfolge ist von der Zeit der Wehmut geschwängert. Fast frappierend ähnlich äußerte sich Kempowski dann auf die Frage Susanne Kunkels, ob er sein Werk nicht für angemessen gewürdigt hielte, in ebenso zerknirschter, aber resignierter Façon: „Kein Goethe-Institut, nicht Italien, Spanien oder Frankreich nehmen mich zur Kenntnis. Universitäten und Akademien behandeln mich wie Luft. Die großen Literaturpreise habe ich nicht bekommen. Und die Kulturstaatsministerin hat sich auch noch nicht blicken lassen. Das kränkt mich“ (Kunckel 2003: 3). Auch seinen im Tagebuch von 1989 geäußerten Wunsch: „Erst wenn die Straßen unserer Städte voll Menschen sind, die im Gehen Kempowski lesen, haben wir es geschafft“⁽²⁰⁾ blieb unerfüllt und selbst nach seinem Tod wird dieser Wunsch als reiner Wunsch im himmlischen Gewächshaus der Buchstaben seine Saat treiben, ohne Blüten schlagen zu dürfen. Das *ens perfectissimum* der Wörter blieb letztendlich ein *ens rationis*.

Nicht wenige „Literaturkritiker und Germanisten taten ihn bis in sein höheres Alter mehrheitlich als Trivialschriftsteller ab“⁽²¹⁾ und die Literaturpreise mit dem höchsten Renommé wurde ihm vorenthalten“ auch wenn das Gesamtwerk Kempowskis „weit über alles hinausrag[t], was der tonangebende Mittelstand im deutschsprachigen Raum zur gleichen Zeit hervorbrachte“ (Henschel/Kromschöder 2016: 208). Immer ist es die Zeit.

Nicht anders gestaltet sich daher der Kampf mit der Zeit in *Letzte Grüße* (2003)⁽²²⁾, der Kampf mit der verbleibenden Zeit und der Erinnerung,

⁽²⁰⁾ Kempowski (2003: 273). Vgl. auch Henschel, Gerhard: Er streute keinen Betulichkeitszucker. In: *faz.de* vom 28.04.2019, letzter Aufruf am 27.05.2020 sowie Henschel, Gerhard: *Da mal nachhaken: Näheres über Walter Kempowski*. München (Deutscher Taschenbuch Verlag), 2009, S. 20.

⁽²¹⁾ Henschel (2014): „Die Kritiker hätten ihm vorgeworfen, daß er kein Schriftsteller sei, sondern ein Buchhalter[...]. Er verstehe sich gern als Buchhalter, auch wenn die Kritiker ihn verhöhnten“ (Ebd.: 392). Vgl. ebenso den Vorwurf von Harald Wieser, der Kempowski in seinem Artikel in *Stern* von 1990 als „Buchhalter des deutschen Gemüts, der sogar noch dem Leben unter der Hitlerei vor allem gemütliche Seiten abzugewinnen verstand“ (Hempel 2004: 190) bezeichnete. Der Artikel von Wieser *Der Abschreiber* in *Stern* vom 11.1.1990 ist im Online-Archiv nicht mehr abrufbar. Vgl. dazu auch die Ausführungen in *Hamit* unter dem 9. Januar 1990, Kempowski (2011: 48).

⁽²²⁾ Kempowski, Walter: *Letzte Grüße*. München (btb Verlag), 4. Auflage, 2005.

die Kempowski als postmoderner Don Quixote auf dem Grund der menschlichen Bedürfnisse und Ressentiments akribisch ausmisst, um sie dann, ausgerüstet mit der Bestimmtheit eines Verkünders der deutschen Kultur auf dem Ort seines Duktus im fernen Amerika wieder zu verlieren, einen Schlaganfall erliegend „auf den Boden [rutscht], wobei ihm die Geldscheine wie Gedärme über die Hose quollen“ (Kempowski 2005: 429). Es ist ein Ende mit Schrecken und ein Schrecken mit Ende. *Alles umsonst?*

Fast könnte man meinen, dass Walter Kempowskis Alter Ego, Alexander Sowtschick, in seinen letzten Stunden in dem heruntergekommenen, von einem renommierten Institut für ihn gebuchten New Yorker Hotel, am Abend des 9. November 1989 einen Blick auf den berüchtigten Zettel von Günter Schabowski geworfen hatte, auf dem links unten fett markiert „Zeit“ zu lesen ist. Genau diese hatte Sowtschick bei seinem Spießrutenlauf am Ende dieses geschichtsträchtigen Abends in der deutschen Kulturgeschichte gefehlt. Gefehlt, um von der bedrohend ausbreitenden Mauer vor seinem Hotelzimmerfenster zurück zu seinem vertrauten Heim in Sassenholz zu flüchten, in sein prächtiges Haus mit dem bereits aus *Hundstage* (1988)⁽²³⁾ berüchtigten Schwimmgang. Zurück zu Marianne und ihren schweren Teppichen. Zurück zu den Hunden Doris und Jockel. Der altersschwache Collie war ja schon nicht mehr.

Doch nicht nur am Ende, bereits zu Beginn des Romans spielt der verbissene Kampf gegen die Zeit schon eine übermächtige und dominante Rolle: „Deutsche Wochen?“ [...] fragt sich Sowtschick da grübelnd, „vier Wochen Amerika [...]. Einen Acht-Stunden-Flug [...], endloses Gerede [...] und Tag für Tag Rede und Antwort stehen“ (Kempowski 2005: 9). So sagt es sich der Dichter immer wieder, im Iro-Weltatlas von 1968⁽²⁴⁾ blättern, als könnte er es selbst nicht glauben und müsste diese Zeiteinheit nochmals mit dem Laut sei-

(23) Kempowski, Walter: *Hundstage*. München (btb Verlag), 2. Auflage, 2004.

(24) Vgl. dazu Kempowski, Walter: *Mark und Bein. Eine Episode*. München (Albrecht Knaus Verlag GmbH), 1992, S. 24: „Jonathan nahm sich den Iro-Weltatlas von 1961 vor, den er immer noch benutzte.“

ner Worte bis auf den Grund nachmessen, um dem Zeicheninhalt auch genügend an Ausdruck und Tiefe zu geben. Doch diese Zeit, die ihm beim Überbrücken seines nur bis zur Seite 63 geschriebenen neuen Romans helfen soll, diese vier Wochen Ausweg und Flucht vor der Abgabe des neuen Manuskripts und diese in Anführungszeichen doppelte Landes- und Republikflucht wird Sowtschick zum Verhängnis werden, denn die Zeit heilt weder Wunden, noch kennt sie Erbarmen. Kurz gesagt: die Zeit ist ein Willkommen und Abschied. Sie nimmt Sowtschick in ihrem Schoß auf und stößt ihn genauso ohne Erbarmen wieder aus. Nicht mehr und nicht weniger. Und das muss sich der kurz vor seinem siebzigsten Geburtstag stehende, alternde Schriftsteller Sowtschick eingestehen, wenn ein letztes Mal das menetekelnde Horn⁽²⁵⁾ vor seinen Augen erscheint und der Tod ihn einholt, als „schönes, sonniges Aufatmen“ (Kunckel 2003: 2). Fast schon ironisch mutet es dann an, dass ihn Adolf Schätzing, der junge aber körperlich lädierte und Sowtschick stets einen Schritt vorauseilende Schriftstellerkollege aus dem „besseren Deutschland“ (Kempowski 2005: 353), wie Hänschen Klein „mit Hut auf und Stock in der Hand“ (Ebd.: 430) auf dem Boden findet; ihn, den westdeutschen Autoren der „Be-Er-De“ (Kempowski 2004: 256), der auf der Flucht vor sich selbst und der verlorenen Zeit, sein eigenes Opfer geworden ist und den letzten Odem einer letzten, zur Ewigkeit transferierenden Idee aushaucht, dabei „noch nicht einmal aus dem Mund“ (Kempowski 2005: 430) blutend. Exitus. „Ich möchte Archiv werden“, soll er als Kind gesagt haben“ (Henschel 2019: 1). In gewissem Sinne hat Kempowski dies mit Alexander Sowtschick erreicht. *Out. Alles out und vorbei.*

Terminus dolorosus⁽²⁶⁾

Viel an Informationen bekommt der Leser über Alexander Sowtschicks⁽²⁷⁾ Frau Marianne nicht zugespielt. Mit ihrer Abfahrt nach Frankreich im „Golf

(25) Vgl. Hempel (2004: 201) mit Bezug auf das Gespräch mit der Echolot-Mitarbeiterin und Assistentin Kempowskis Simone Neteler vom 12.10.2003: „Auch erzählte er manchmal, daß er so Blitze im Auge sähe, ein gezacktes Horn.“

die Pappelallee hinunter [...], von Dorfhunden verfolgt“ (HT: 7) beginnen die *Hundstage* und mit dem Gedanken an eben jene im fernen Deutschland, im vertrauten Sassenholz verweilende Marianne enden die *Letzte Grüße*, die sechs Jahre nach *Hundstage* in dem für die deutsch-deutsche Welt ereignisreichen Jahr 1989 angesetzt sind. Einen scharfen Schnitt bilden *Hundstage* zu Kempowskis vorangehender Arbeit, der monumentalen 9-bändigen *Deutsche Chronik*, an deren letzten Band *Herzlich Willkommen* (1984) sich Kempowskis neuer Roman ohne inhaltliche Relationen anschließt. Mit dem schrulligen, aber stets dem Bürgerlichen treu bleibenden Alexander Sowtschick wird dann ein eloquenter Protagonist eingeführt, der – „soft“ und „schick“⁽²⁶⁾ – nicht nur von der ersten Seite an mehr Kempowski ist als er selbst, sondern auch in seiner Erzählweise stilistisch mit der bisherigen Tradition bricht und „als eine Art Flucht aus dem seit *Tadellöser & Wolff* geübten literarischen Verfahren“ (Spinnen 2003, Hervorhebung von M.K.) aufzufassen ist.⁽²⁹⁾ Auch wenn in der gegenwärtigen Kempowski-Forschung *Das Echolot* sowie das posthum weitergeführte *Plankton. Ein kollektives Gedächtnis*-Manuskript im Zentrum des Interesses stehen⁽³⁰⁾, mit Alexander Sowtschick hat Walter Kempowski ein der deutschen Gegenwartsliteratur nicht mehr abtrünnig zu machendes

(26) Der Begriff „terminus dolorosus“ bezieht sich auf den Artikel „Zwei getrennte Literaturgebiete. Deutsche Literatur der neunziger Jahre in Ost und West von Radisch, Iris in: Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): *Text + Kritik. DDR-Literatur der neunziger Jahre*. München (edition text + kritik), 2000, S.13. Im Folgenden werden bei direkten Zitaten *Hundstage* mit „HT“, *Letzte Grüße* mit „LG“ abgekürzt zitiert.

(27) Wie an mehreren Stellen hingewiesen, darf der Name bzw. die Kürzel des Protagonisten, A.S., als Anspielung auf sowohl Alexander Solschenizyn als auch Arno Schmidt gelesen werden. Vgl. dazu Hempel (2004: 186) sowie den Artikel *Von der Dummheit des Erzählens* von Klaus Modick in *taz.de* vom 14.01.2002, in dem er anlässlich der Veröffentlichung von Kempowskis Tagebuch *Alkor. Tagebuch 1989* schreibt: „Nicht zu Unrecht fühlt Kempowski sich mit Arno Schmidt verwandt.“

(28) Hempel (2004: 186). Vgl. dazu aber den Tagebucheintrag vom 13. Dezember 1983: „Der Name ‚Sowtschick‘ kam aus heiterem Himmel, wir saßen beim Kaffee, und da sagte ich: Der Mann heißt Alexander Sowtschick“ in Kempowski, Walter: *Sirius. Eine Art Tagebuch*. München (Albrecht Knaus Verlag), 2006: S. 605. Hempel (2004) bezieht sich hier auf die nachfolgenden Stellen.

(29) Spinnen, Burkhard: Kempowskis Abschied. In: *zeit.de* vom 9. Oktober 2003, letzter Aufruf am 27.05.2020.

Original geschaffen, das in seiner lakonischen Süffisanz und seiner dem Bürgerlichen fast als Fetisch liebäugelnden Skurrilität kaum zu überbieten ist. Vergleiche lassen sich in der Gegenwartsliteratur der letzten Jahre allenfalls mit Felix Hubys Autobiographie *Heimatjahre* (2014), *Lehrjahre* (2016) und *Spiegeljahre* (2018), der mehrbändigen Familiensaga (1995-2012) des 2018 verstorbenen Horst Bosetzky sowie den autobiographischen Martin Schlosser-Romanen (2004-2018) des Kempowski-Jüngers Gerhard Henschel anstellen.⁽³⁰⁾ Trotz der fulminanten Leistung Kempowskis mit sowohl der *Deutsche Chronik* und *Das Echolot* heben sich *Hundstage* und *Letzte Grüße* wie ein Äon aus dem Lichtkreis seines Schaffens hervor. Durch ihren trockenen Humor und der gezielt ausgestaffierten Abrechnung mit dem Literaturbetrieb sowie

(30) Wobei hier durchaus noch anzufügen ist, dass das von der Kritik hochgelobte *Das Echolot* nicht nur positive Stimmen fand. Vgl. dazu die Äußerung von Sigrid Löffler in *Das literarische Quartett* (Folge 29) vom 24. Februar 1994: „Kann man überhaupt sagen: ist dieses Werk von Kempowski? Er hat es komponiert, aber er hat es nicht geschrieben“, während Marcel Reich-Ranicki dem Werk den Status als Literatur abspricht: „Alle diese Details, auf 4 Bänden ausgebreitet; das kann doch nun jeder!“ Eine Antipathie, die sicherlich auf das 1975 von Kempowski mit Albert Speer geführte Interview zurückgeführt werden darf, wozu in der einschlägigen Literatur jedoch nichts näher verzeichnet wird. Dies dürfte umso mehr zutreffend sein, da Marcel Reich-Ranicki bereits 1973 bei einem Empfang anlässlich der Publikation von Joachim Fests Monographie über Adolf Hitler ohne sein Wissen dort auf den ebenfalls vom Verleger Wolf Jobst Siedler geladenen Gast Albert Speer treffen musste und sich darüber entrüstet äußerte (Vgl. dazu Reich-Ranicki, Marcel: *Mein Leben*. München (Deutscher Taschenbuch Verlag), 2000, S. 480ff.). Vgl. ebenso den Plagiat-Streit um Walter Kempowskis *Aus großer Zeit* (1978) sowie das Soulagement von Hellmuth Karasek im Spiegel von 1990, in dem er, ganz eindeutig auf der Seite Kempowskis stehend, verlauten lässt: „Kempowski ist ein Sammler, ein Kompilator, ein Zusammenträger von Fundstücken und hat daraus nie ein Hehl gemacht [...] Wenn [M.K.: *der Stern-Redakteur und ehemalige Spiegel-Mitarbeiter Harald*] Wieser schreibt, Kempowski sei der ‚Redakteur des deutschen Volks‘, tut er ihm nicht einmal unrecht [...] Kempowski war nach Abschluß des Romans so pedantisch, daß er den Verlag und dessen Lektor fragte, ob denn nicht im Anhang ein Quellenverzeichnis veröffentlicht werden sollte. Der Verlag hielt dies bei einem Roman, der sich so deutlich als Collage und Montage zu erkennen gab, für überflüssig“ (Karasek, Hellmuth: Der Ehrabschreiber. In: *spiegel.de* von Heft 3/1990, letzter Aufruf am 27.05.2020.). Vgl. dazu auch den eine Woche nach Harald Wiesers trivialem Angriff auf Kempowski in *Die Zeit* veröffentlichten Artikel von Hage, Volker: Ein Fall von Philisterei. In: *zeit.de* vom 19. Januar 1990, letzter Zugriff am 27.05.2020.

(31) Auch ein Vergleich mit dem ebenso monumentalen Romanzyklus *Das alte Jahrhundert* von Peter Kurzeck bietet sich hier an, der selber 2003 von „meiner begeisterten Kempowski-Lektüre“ sprach und Kempowski der Kritik gegenüber verteidigte. Vgl. hierzu auch Hempel (2004: 228).

Kempowskis Angst einer ausbleibenden Anerkennung wirken die beiden Werke moderner als manch anderes. Mittelpunkt der Arbeit wird nach einer präzisen Darstellung des Inhalts beider Werke unter Einbezug von sowohl Primär- und Sekundärliteratur insbesondere die autofiktionale Verknüpfung biographischer Knotenpunkte aus Kempowskis Leben als bürgerlicher Repräsentant mit dem damaligen Zeitgeschehen sein. Diesbezüglich ist auf Alexander Sowtschicks kritischen Blick der DDR gegenüber sowie den dortigen Literaturbetrieb einzugehen. Wie wir aus der Biografie von Dirk Hempel (2004) gut unterrichtet wissen, hatte sich Kempowski insbesondere in seinen Tagebüchern *Sirius. Eine Art Tagebuch* (1990) und *Alkor. Tagebuch 1989* (2001) ausführlich und protokollarisch mit dem Thema der Wiedervereinigung beschäftigt. Im Gegensatz zu anderen zeitgenössischen Autoren, die sich ausgiebig bis überbordend zum politischen Geschehen vor und nach dem 9. November 1989 zu Wort meldeten, diskutierte Kempowski „[d]ie Probleme, die Chance [...] mit sich selbst, im Tagebuch. Er meldete sich nicht öffentlich zu Wort, aber man fragte ihn auch nicht“ (Hempel 2004: 192). Sowohl *Hundstage*³² als auch *Letzte Grüße* geben neben den bereits erwähnten Tagebüchern und protokollarischen Aufzeichnungen aus dem Archiv ein eindrucksvolles Zeugnis darüber, inwiefern Kempowski sich auch in (auto-)fiktionaler Weise mit der politischen Entwicklung vor der Wiedervereinigung (*Hundstage*) und eine Dekade später (*Letzte Grüße*) kritisch auseinandergesetzt hatte und hier als öffentliche, weil publizierte Wortmeldung betrachtet werden darf, bei der sich dann zu guter Letzt die obligatorische Frage stellt: wie viel Kempowski steckt eigentlich in Sowtschick und vice versa. Denn hatte er nicht selbst schon im Tagebuch *Sirius* vermerkt: „Natürlich werden sie sagen: Das ist er selbst! [...] Schon jetzt ist sicher, daß man mich mit dem Herrn Sowtschick verwechseln wird. Das wird wieder endlose Fragereien

³² Die Arbeit an *Hundstage* lässt sich im Tagebuch *Sirius* nachverfolgen, wo die ersten Einträge noch vom „Sommerbuch“ (Kempowski 2006: 537) sprechen und erst am 4. Dezember 1983 mit „Hundstage“ (Ebd.: 595) als möglichen Titel bedacht werden. Weitere Hinweise auf den Roman auf den Seiten 601, 602, 605, 606f., 614, 616, 618, 620, 628f., 633.

geben.⁽³³⁾ Dies soll hier jedoch nicht vorgenommen werden, um den realen Dichter mit dem fiktionalen Anderen zu personifizieren,⁽³⁴⁾ sondern – und dabei beziehe ich mich auf die Worte von Theodor W. Adorno in seinem Streitgespräch mit Arnold Gehlen von 1965 – um anhand der beiden Romane sowie den Tagebucheinträgen Kempowskis nachweisen zu können, inwiefern sich die politischen Gegebenheiten beider Staaten, der BRD und der DDR, als Institutionen, die sich „in die Menschen hinein und das Bewusstsein der Menschen hinein verlängern“⁽³⁵⁾, Institutionen als „vergegenständlichte Formen zwischen Menschen“ sind und dabei durch die Feder des Dichters ihren Machtraum prosaisch und epistemisch determiniert versinnbildlichen.

Dies Caniculares oder die Tage des Sirius

Sich dem bisherigen Urlaubsstress auf zahlreichen Fahrten durch „Italien, Spanien, Schottland“, auf „Kreuzfahrten [...] in die Karibik, mit Bingo und Captain's Dinner [...]“ mit Ehefrau Marianne resigniert entziehend – er „hatte [...] seiner Frau nörgelnd die schönsten Tage verdorben“⁽³⁶⁾ – beschließt der alternde Schriftsteller Alexander Sowtschick im heißen Sommer des Jahres 1983 zu Hause „zur Ruhe [zu] kommen, Marianne in der Ferne und Alexander zu Hause“ [...], wo er „tun und lassen [würde] können, was ihm beliebte“ (HT: 7f). *Die Winterreise*, ein neuer Roman, dessen Titel von Schubert entliehen ist, soll weitergeschrieben werden, nebst den täglichen Tagebucheinträgen, Spaziergängen und Gesprächen mit Jugend. Ein Einbruch mit

⁽³³⁾ Vgl. dazu Kempowski (2006: 605) sowie Ebd.: 629.

⁽³⁴⁾ Wie bereits Lutz Hagestedt erwähnt, soll das in den Tagebüchern angeführte nicht als „Manifestationen der Überzeugung [seines] Verfasser[s] zu lesen [sein]“, da dies schließlich als „riskant und unzulässig [gilt]“ und man sich „[o]hne Zweifel auf ‚Glatteis‘ [begibt], will man ‚in‘ oder hinter einer Erzählung ‚denjenigen vermuten, der sie vorträgt““. Vgl. zudem Lutz Hagestedt: „Das ist so eine Art politische Heimat für mich“ – Konservative Haltungen bei Uwe Johnson und Walter Kempowski. In: Helbig, Holger / Auerochs, Bernd / Leuchtenberger, Katja / Fries, Ulrich (Hrsg.): *Johnson Jahrbuch 21/2014*. Göttingen (Wallstein Verlag), 2014, Seite 179.

⁽³⁵⁾ Besagte Fernsehdiskussion ist unter folgender URL abrufbar: <https://vimeo.com/5360099> (letzter Aufruf am 27.05.2020).

⁽³⁶⁾ Vgl. Kempowski (2006: 105ff).

Mord im Affekt jedoch – „sechzehn Stiche und anschließend die Gurgel durchschneiden“ (HT: 42)⁽³⁷⁾ – stört die sommerliche Idylle, deren Hitze von Tag zu Tag unerträglicher wird. Hundstage eben, getreu dem Sternbild Sirius und wie man sie aus den heutigen Bauernkalendern noch kennt.⁽³⁸⁾ Der Besuch des Sassenholzer Kommissars Wagner schürt Sowtschicks Angst: „die Gefahr einer Attacke auf sein Privatleben stand offensichtlich unmittelbar bevor“ (HT: 72). Um der Einsamkeit Abhilfe zu schaffen, beschließt Sowtschick folgendes:

Irgendein Mensch mußte her, das wurde ihm klar, ein Kompagnon, dem es ein Vergnügen sein würde, hier zu wohnen, der es nicht ablehnte, ihm kleine Dienste zu erweisen – kochen vielleicht, Hunde ausführen –, der intelligent genug wäre, auch mal ein Gespräch zu führen (HT: 80).

Ein Anruf bei der Studentenvermittlung im Arbeitsamt, wo man – diese Art von Running Gag zieht sich als ständig wiederkehrendes Element durch *Hundstage* und *Letzte Grüße* – von Sowtschick noch nie etwas gehört hatte – „Da klingelt bei mir nichts“ (HT: 81)⁽³⁹⁾ – führt zur „Jobberhöhle“, einem Kellerlokal, in dem sich morgens die Studenten meldeten, die sich ein paar Mark zuverdienen wollten [...]“ (Ebd.: 81). Dort vermittelt man ihm anstelle einer „popolosen Juristin“ (Ebd.: 84) einen Inder, „groß und schlank“ (Ebd.: 83), der dann just am nächsten Morgen „seinen Einzug [...] auf einer bordeauxfarbenen, metallicglänzenden BMW“ (Ebd.: 83) hält. Der Inder verschafft nicht nur einen lebendigeren Haushalt, zusammen mit dem Besuch des herzkran-

⁽³⁷⁾ Vgl. Kempowski (2006: 87) unter dem Eintrag vom 4. März 1983: „In der Nacht der anonyme Anruf eines Mannes, der mir die Gurgel durchschneiden will.“

⁽³⁸⁾ Vgl. hier den Tagebucheintrag vom 3. Januar 1989, also nach der Veröffentlichung der *Hundstage*: „Das darf ich niemandem erzählen: Der Kempowski schreibt einen Roman über den Hundsstern und hat ihn noch nie gesehen.“ Kempowski (2009: 11).

⁽³⁹⁾ Siehe dazu auch die diesbezüglichen Eintragungen in den Tagebüchern wie in etwa unter dem 16. September 1989: „Eine Schulklasse war da, die Leutchen waren absolut unvorbereitet, bis auf zwei oder drei hatte keiner was von mir gelesen. Unglaublich“ (Kempowski 2003: 422).

ken Mädchens Erika, einem „ewig grinsenden Sozialfall“ (Ebd.: 77)⁽⁴⁰⁾, verspricht sich Sowtschick hier „soziale Aktivitäten, die sich in seiner Biographie gut ausnehmen würden“ (Ebd.: 88). Allerhand „indische Grundsatzurteile“ (Ebd.: 114) wie die Glorifizierung Hitlers – „in Indien als Held verehrt“ (Ebd.: 114) – bringen den mittlerweile verzweifelten Dichter in die Bredouille. Erzürnt beschließt er nach einigem Zaudern dem braunen Treiben ein Ende zu setzen, um „sich seine kostbaren Sommertage [nicht] durch Geschwätz ruinieren zu lassen“ (Ebd.: 115). So wird der junge Inder hinauskomplementiert, „die Mofa-Jugend des Dorfes gab ihm freundlich-schneidiges Geleit“ (HT: 116). Neue Jugend muss her. Adelheid und Gabriele heißen sie und ihre Ankunft wird akribisch vorbereitet mit dem obligatorischen Handbuch der Jugendzene: „Ohne Dings kein Bums“ (HT: 120). Eigentlich beginnt erst hier die richtige Romanhandlung.

Mit Jugend, zu der sich später noch die Nichten Petra und Rebecca hinzugesellen, zieht auch das Chaos in das prächtige Architektur-Vorzeigehaus – „Minutenlang geht man hier an Büchern vorüber...“ (HT: 10) – in Sassenholz mit dem orakelnden Plätscher-Brunnen ein⁽⁴¹⁾. Sowtschicks Interieur ausgiebig kommentierend – „Ich glaub‘ ich krieg’n Föhn“ (HT: 137) – sorgen die Mädchen dafür, dass sich die Anspannung des Dichters der letzten Tage zu lösen beginnt (Ebd.). Es bleibt jedoch nicht bei einer distanzierten Begegnung und trotz des hohen Altersunterschieds kommt es immer wieder zu seicht ange deuteten und weichgezeichneten Kontakten wie in etwa als Jugend samt den von Sowtschick stets aufmerksam beobachteten Nachbarskindern, Pferd mädchen⁽⁴²⁾, zu Besuch im heimischen Schwimmgang ihr buntes Treiben

(40) Man kann hier davon ausgehen, dass sich Kempowski mit der Figur der Erika auf eine der Schülerinnen bezieht, die ihn am Montag, dem 3. Januar 1983 in Nartum besuchen. Vgl. Kempowski (2006: 11): „Die eine von ihnen war ein Problemfall gewesen, um die ich mich besonders gekümmert hatte [...]“

(41) Auf den orakelnden Brunnen wird nicht zuletzt auch wieder in *Letzte Grüße* zurückgekommen, wenn Alexander Sowtschick am Morgen einer letztendlich abgesagten Lesung in einem Mädchencollege an einem vergitterten Brunnen im Innenhof seiner Unterkunft vorbeikommt: „Der Brunnen plätscherte: Vielleicht kam auch dieses Geräusch von einem Tonbandgerät? ‚Spiddelkram, Spiddelkram...‘ lispelte das Wasser, das war als Orakel nicht zu gebrauchen“ (LG: 342).

auslebt und natürlich: „Die Enge des Schwimmgangs brachte manche Berührung mit sich, zunächst unabsichtlich, dann kalkuliert [...]“ (HT: 216). Dass gerade diese, eigentlich harmlos anmutenden, in der Phantasie des Dichters aber – *horribile dictu* – durchaus als leicht pädophil einzustufenden Tête-à-têtes zu späterem Zeitpunkt Sowtschick Schwierigkeiten bereiten werden, lässt sich hier nur stufenweise erahnen.⁽⁴³⁾

Die Teilnahme Sowtschicks an der „Barthold-Hinrich-Brockes-Jury“⁽⁴⁴⁾ zusammen mit anderen illustren Gästen der deutschen Literatur- und Kritikerszene, deren Namen sich natürlich nur unschwer der Realität entnehmen lassen, erfordern eine kurzweilige Autofahrt nach Hamburg.

Während seines Aufenthalts dort, nach einem Besuch bei Konkubinen-Freundin Carola Schade, bei er sich „trotz besten Aussehens im Bett als unfähig erwiesen [hatte]“ (HT: 244), in der Buchhandlung Kindermann & Jacobs, wo „er sich in der forensischen Abteilung den Mord-Atlas [ansah]“ (Ebd.: 239) und danach in einem „leistungsfähigen“ (Ebd.: 242) Porno-Shop ein Heftchen mit „Gewaltsamen“ (Ebd.) erwirbt, trifft Sowtschick an der Kasse auf einen Germanistikstudenten, der „alle sein Bücher gelesen“ (Ebd.: 243) hatte und ihn um Signatur seiner Bücher bittet. Sichtlich unangenehm berührt verlässt der Dichter die vermeintliche Lokalität: „Wie sollte Sowtschick je den Ludwig-Tieck-Preis bekommen, wenn ruchbar würde, ‚dieser Mann geht in Porno-Shops‘ (Ebd.: 243). Dieser Besuch und seine Neigung für

(42) Auch hier bezieht sich Kempowski auf eine der Realität entsprungene Gegebenheit, wie im Tagebuch unter dem 4. August 1983 vermerkt ist: „Zwei Mädchen aus dem Dorf haben sich eingefunden, elf Jahre alt, Michaela und Sabine [...] Ich sah sie hin und wieder, wenn ich spazierenging [...] Sie besitzen ein Pony und lassen sich ab und zu in der näheren Umgebung sehen [...] Jetzt spielen sie im Garten mit Petra-Puppen, ich habe sie dabei fotografiert.“ (Kempowski 2006: 369). Vgl. auch Ebd.: S.379.

(43) Vgl. hier den Tagebucheintrag vom 1. Januar 1989: „Der Verlag freue sich über das Buch, wurde gesagt. Es werde jedoch von geschlechtsbewußten Buchhändlern sabotiert.“ Kempowski (2009: 8).

(44) Man darf annehmen, dass es sich hierbei um die „Bertelsmann-Jury in Hamburg, 16 Uhr, Vierjahreszeiten“ (Ebd.: 82) unter dem Tagebucheintrag vom 28. Februar 1983 handelt. Vgl. dazu auch die Darstellung in *Letzte Grüße* auf Seite 139.

erotische Laszivitäten abseits der Normalität, werden ihm später noch zum Verhängnis werden. Nach seiner Heimkehr gegen Mitternacht dann „sah er auf dem Fußboden einen Zettel liegen: „Erika tot! Polizei war da.“ (Ebd.: 270). Sowtschick kann für den Zeitpunkt der Tat – das Mädchen wurde ertränkt aufgefunden – kein lückenloses Alibi vorweisen. Erika, die nicht selten im Hause der Sowtschicks verkehrte – „Der Beamte wollte wissen, was das Mädchen in Sowtschicks Garten zu suchen gehabt habe“ (Ebd.: 279) – hatte zudem in ihrer Hosentasche ein Goldkettchen, das sie Sowtschick bei einer „Balgerei“ (Ebd.: 215) vom Hals gerissen hatte⁽⁴⁵⁾ und da Sowtschick gerne seine etwas sonderbar anmutenden pädagogischen Maßnahmen an dem „Sozialfall“ (Ebd.: 214) auszulassen pflegte⁽⁴⁶⁾, richtet sich der Verdacht eines „Lustmords“ (Ebd.: 311) zunehmend auf Sowtschick. Es kommt zu Verleumdungsberichten in örtlichen Blättern:⁽⁴⁷⁾ „In diesen Meldungen [...] wurde auch Sowtschick erwähnt, mit Bild und vollem Namen“ (Ebd.: 299). Hetze und Anklage der Dorfbevölkerung folgen, die Mofa-Jünglinge haben es gezielt auf Sowtschick abgesehen. Auch die Pferdemädchen zeigen sich nicht mehr – „Bin ich den vogelfrei? dachte Alexander“ (Ebd.: 301) – und natürlich trägt es nicht zu Sowtschicks Entlastung bei, dass der bereits erwähnte Kommissar Wagner Sowtschick bei einer Untersuchung aus seinem jüngsten Buch, der *Wolkenjagd*, vorliest und auf Stellen verweist, in denen es „um einen alternen Mann ging, [...] der sich mit einem Kinde beschäftigt, einem Mädchen, genauer gesagt, [...] Stellen [...], die bis an die Grenze dessen gingen, was Mittelstand sich bieten läßt“ (Ebd.: 329). Dieses „literarische Verwirr- und Vexierspiel“ (Modick 1988: 4)⁽⁴⁸⁾, bei dem sowohl Sowtschick selbst als auch

(45) Dazu auch Ebd. S. 227: „Sowtschick griff sich an den Hals. Da hatte die Kette gehangen mit dem Anhänger, den jetzt das Mädchen Erika besaß.“

(46) Siehe Ebd.: S. 215: „Ob er sie [M.K.: Erika] mal wieder in den Keller sperren soll? fragte er. Eine Matratze hätte er schon hineingelegt, Brot und Wasser? Sie hinunterstoßen, in eine Ecke schmeißen und einschließen?“

(47) Fast schon prophetisch nimmt Kempowski hier die bereits in FN 21 erwähnte Plagiats- und Verleumdungsaffäre durch Harald Wieser vom 11. Januar 1990 in *Stern* vorweg.

(48) Modick, Klaus: Fest des Wiedersehens. Zwischen „Zauberberg“ und „Feuerzangenbowle“: Walter Kempowskis Hundstage. In: *zeit.de* vom 7.10.1988, letzter Aufruf am 27.05.2020.

der Leser an der mehr als offensichtlichen Unschuld des Dichters ihr Leiden erproben müssen, klärt sich dann glücklicherweise durch einen Zufall auf. Zwei Feuerwehrmänner, die nach dem tragischen Brand im nahegelegenen „Fron-Hus“ Brandwache gehalten hatten, können per Eid bezeugen, dass sie Sowtschick zur Tatzeit gesehen haben: „Ja, meine Herren, Punkt neun Uhr, die Aussage steht“ (HT: 356). Als Mörder wird der Schulmeister entlarvt, nachdem er sich in gleicher Weise wie auf Erika auf eines der Pferdemeädchen gestürzt hatte: „Er macht Rita tot! Im Moor!“ (Ebd.: 369). Danach kehrt alles wieder zum Alten zurück.⁽⁴⁹⁾ Die gleiche unerträgliche Hitze. Hundstage. Sowtschick hingegen sieht die ganze Sache eher gelassen: „So war man denn nun verhört worden, ganz regulär. Eine solche Erfahrung war nicht mit Gold aufzuwiegen. Ein Geschenk des Himmels“ (Ebd.: 360) und freut sich auf restliche Tage voller Entspannung. Man feiert ein kleines Gartenfest mit Lampions, Beatles-Gesang und reichlich Amourösem, als ein „Adidas-Jüngling“ (Ebd.: 385), Adelheids Freund Ralli, aus Frankreich zurückgekehrt in Sassenholz Einzug hält und Sowtschick vor Augen führt, dass er nun abgemeldet sei: „Er war abgemeldet, ‚out‘. Outer ging’s gar nicht“ (Ebd.: 384). Eifersüchtig beschließt Sowtschick, dem närrischen Treiben ein Ende zu machen: „die Sache hier ist jetzt zu Ende“ (Ebd.: 393). Eine Lesung in Hamburg schafft Ausflucht. Kaum haben die beiden Nichten dem Dichter den Rücken gekehrt, wird auch die restliche Jugend, „die Bagage am Berliner Tor [abgesetzt]“ (Ebd.: 402). Nach der Lesung⁽⁵⁰⁾, weiteren fragwürdigen Eskapaden und ein neues Romanprojekt im Kopf, reist Sowtschick wieder nach Hause zurück,

(49) Dass der Schulmeister als Täter dienen muss, lässt sich auch mittels des Tagebucheintrags vom 17. November 1983 lesen: „[...] mir werfen sie ja auch den Schulmeister vor. Natürlich hinterläßt der Beruf Spuren. Und der Beruf des Schulmeisters ist deshalb so verhaßt, weil sich die Erwachsenen ungern an schmachtvolle Erfahrungen erinnern“ (Kempowski 2006: 552).

(50) Auch hier trifft man auf eine bereits bekannte Person, wenn Sowtschick bei seiner Lesung wie folgt schildert: „Es waren nicht nur wohlwollende Blicke, die ihn trafen. Aus dem Dunkel, im Hintergrund rechts, glühten die Augen von Jonathan Fabrizio, einem Autor, der vergeblich das zu vollbringen versuchte, was Sowtschick mit plus minus Null gelang“ (HT: 409). Mit Jonathan Fabrizio ist natürlich der Protagonist aus dem 1992 veröffentlichten Roman *Mark und Bein* von Kempowski gemeint.

wo er zu seinem Entsetzen eine komplett verwüstete Wohnung vorfindet.⁽⁵¹⁾ Für diesen „Akt des Vandalismus“ (Ebd.: 444) werden schnell die Mofa-Jünglinge als Schuldige ausgemacht und Sowtschick, erschöpft vom Stress der letzten Wochen, sehnt sich nur noch nach Ruhe und der Heimkehr seiner geliebten Frau Marianne: „Den Rest des Lebens mit Marianne auf dem Sofa sitzen und geradeaus gucken. Intimsphäre schaffen, die sich gewaschen hat!“ (Ebd.: 447).⁽⁵²⁾ So gedacht, trifft just in diesem Moment die chinesische Schriftsteller-Delegation ein und Sowtschick steht bevor, was ihm in diesen Hundstagen wohl allzu oft erfahren ist: „ein postmodernes Happening!“ (Ebd.).

Dies Irae oder die Tage des Alkors

Fünfzehn Jahre sollten die Leser warten müssen, bis sie in den Genuss einer Fortsetzung des skurrilen Treibens von Alexander Sowtschick kommen durften, wobei der Protagonist Jonathan Fabrizio aus dem 1992 veröffentlichten Roman *Mark und Bein* durchaus Sowtschick'sche Züge trägt und als eine Art Schwellenroman gelesen werden kann. Wie bereits oben hingewiesen, beginnen *Letzte Grüße* mit der Einladung Alexander Sowtschicks nach Amerika durch ein renommiertes Institut zu den dortigen *Deutschen Wochen*. Bereits an dieser Stelle verknüpfen sich wie in *Hundstage* Fiktion und Realität. Denn nur unschwer schimmert bei dieser Reise Walter Kempowskis tatsächliche Lesungsreise in Amerika als eine Art Hypotext durch, während das renommierte Institut durchaus als Goethe-Institut gelesen werden darf, das – auch hier sei nochmals auf das Zitat von oben verwiesen – Kempowski zu seinem

(51) Nur die aus einem „abgerissenem Gefängnistrakt“ (HT: 356) entwendete und in der Fluchtburg installierte Tür hält der Zerstörungswut der Einbrecher stand: „Dazu wart ihr zu dußlig, ihr Idioten“ (HT: 442). Das Manuskript der *Winterreise* findet Sowtschick wohlbehütet vor. Vgl. auch den Eintrag aus dem Tagebuch vom 14. Februar 1983: „Ich traf die schöne Birgit und sah mit ihr das Burgkloster an, das sie nun schon seit Jahren renovieren. Leider brechen sie die Gefängniszellen ab. Vielleicht kann ich eine Tür ergattern für den Turm“ (Kempowski 2006: 72) sowie Hempel (2004: 218), der von einem „zellenartigen Arbeitskabinett“ spricht.

(52) Hinter diesem Satz darf eine Anspielung auf den 1984 in *Stern* (40/1984: S.88-89) veröffentlichten Artikel von Doralies Hüttner: „Laß mich in Ruhel!“ gesehen werden, wie Henschel (2009: 41) aufzeigt. Vgl. dazu auch Kempowski (2006: 395).

Bedauern nie ins Ausland eingeladen hatte. Aus seinem gewohnten Alltag herausgerissen zu werden, bringt Sowtschick ins Grübeln, ob man so eine Strapaze im Alter noch auf sich nehmen solle und sowieso: „Tag für Tag Rede und Antwort stehen müssen für Dinge, die man nicht zu verantworten hat?“ [...] Andererseits: vier Wochen Amerika? Die täglichen Unannehmlichkeiten des Arbeitstages hinter sich lassen, der Roman kommt nicht von der Stelle⁽⁵³⁾, und die leidige Sache mit der Beleidigungsklage [...]“ (LG: 9f). Darüber hinaus würde es ja schon fast an Verantwortungslosigkeit grenzen und wäre „irgendwie peinlich“, würde man nicht Sowtschick, sondern einen der anderen Schriftsteller als „Botschafter des Landes“ hinüberschicken. Zudem: „Eine Einladung war ja längst fällig gewesen“ (LG: 10). Damit bietet sich dem Leser schon ein grober Querschnitt dessen, wie sich die weitere Handlung nach Annahme der Einladung entfalten wird, einer „Tournée durch fünfundzwanzig Städte: deutsche Kultur verbreiten, wo immer es gewünscht wird“ (LG: 12). Und so werden es auch immer die gleichen Motive sein, die den Roman bis zum Ende begleiten: zum einen die bereits erwähnte Beleidigungsklage gegen „den sensiblen Brockes-Preisträger Fritz-Harry Mergenthaler“, den Sowtschick in einem Anflug an Gefühlspathos als „Dünnbrettbohrer“ (LG: 11) bezeichnet hatte. Eine Angelegenheit, die – da Mergenthaler „jüdisch ‚versippt‘ – in die Sache eine unangenehme Wendung bringen würde“ (LG: 22), bei der man aber ohne Zweifel auf die Hilfe des bereits aus *Hundstage* bekannten Anwalts Dr. Gildemeister zählen könne.⁽⁵⁴⁾ Zum andern dann „die gelegentlichen Schwindelanfälle“ (LG: 11) mit dem „feurigen Horn, das ihm manchmal auf der Netzhaut erschien“ (LG: 25).⁽⁵⁵⁾ Und nicht zu guter Letzt Sowtschicks ambivalentes Verhältnis mit sowohl der Literaturszene in der BRD und mehr noch in der DDR, wie gleich zu Beginn des Romans akzentu-

⁽⁵³⁾ Während in *Hundstage* Sowtschick an der *Winterreise* arbeitete, handelt es sich in *Letzte Grüße* um wahrscheinlich den als Nachfolger dazu verfassten Roman *Karneval über Lethe*, „auch wenn keiner kapiert, was das heißen soll“ (LG: 27).

⁽⁵⁴⁾ Vgl. HT: 338f.

⁽⁵⁵⁾ Vgl. FN 25.

iert wird:

Den Feuilletons war zu entnehmen, daß in Amerika vorzugsweise Dichter aus Sachsen und Thüringen zu Worte kamen. Wie es schien, wurden in den von Kapitalisten ausgehaltenen Universitäten der Vereinigten Staaten die politisch Verblendeten der linken Szene besonders geschätzt. Von denen ging für die freie Welt ein Faszinosum aus, das ein in die Jahre gekommener Schriftsteller aus dem Landkreis Kreuzthal⁽⁵⁶⁾ nicht bieten konnte. Neuerdings grasten die Leute mit dem blauen Paß auch in Bayern und in Westfalen Universitäten und Buchhandlungen ab, und Preise kriegten sie die schwere Menge (LG: 13).

Inwiefern sich in dieser Haltung Sowtschicks der ostdeutschen Literaturszene gegenüber Kempowskis eigene Ansicht herauslesen lässt, soll dann im nächsten Kapitel anhand *Hundstage* und *Letzte Grüße* unter Einbezug der Tagebücher sowie der einschlägigen Forschungsliteratur näher betrachtet werden.

Im Mittelpunkt von Sowtschicks Ringen um die ausbleibende literarische Anerkennung sowohl in der sich ihrem Ende entgegenpolemisierenden BRD als auch in den die DDR-Autoren ohne Zweifel favorisierenden Vereinigten Staaten unter George H.W. Bush steht sicherlich das bipolare Verhältnis des Dichters mit dem Schriftstellerkollegen Adolf Schätzing, den man bereits aus *Hundstage*⁽⁵⁷⁾ kennt und der sich in *Letzte Grüße* zu einer rein im Gespräch über ihn behandelten Hauptperson entwickelt.

Von Frau Marianne und den Hunden festlich verabschiedet, begibt sich Sowtschick auf die lange Reise in das ferne Amerika. Bereits im Flugzeug – „sein Flugschein sei zu Lasten eines Herrn Hessenberg von der

⁽⁵⁶⁾ Vgl. auch Kempowski, Walter: *Heile Welt*. München (Penguin Verlag), 2018, der ebenfalls in Kreuzthal spielt und in dem der Protagonist und Junglehrer Matthias Jänicke auf den Schriftsteller Sowtschick trifft. Diese Art der epistemisch fiktionalen Vernetzung verschiedener Werke und Personen sind ein Charakteristikum im Werk von Kempowski.

⁽⁵⁷⁾ Vgl. HT: 256ff.

Touristenklasse auf die erste Klasse umgebucht worden. Ob er das akzeptieren könne?“ (LG: 33) – macht sich sein Unmut über drei „laut lachende Männer und eine Dame [...], irregulär Upgegradete,“ (LG: 37) breit. Sowtschicks „Gehirnvideo“ (LG: 40) lässt den Leser dann ausgiebig an seinen Gedanken an Marianne und „ihre sonderbare Freundin [...], Alexander nannte sie bei sich ‚die Schamlippe‘ [...]“ (LG: 39f.), teilhaben. In diesen Erinnerungsfetzen werden auch erneut die Zweifel Sowtschicks an seinem literarischen Status als „Botschafter der Kultur“ (LG: 41) wieder aufgerollt:

Träger bedeutsamer Preise (Sowtschick zählte sie her und bog dabei die Finger ein), die den Neid von Debütanten und längst Abgetanen erregten. War er selbst ein Abgetaner? Als alter Sack war er kürzlich von einem Jungautor namens Schätzing bezeichnet worden, der die Tinte nicht halten kann. Ansonsten wurde er von der jungen Generation schon lange nicht mehr erwähnt [...] Seine Bücher seien eine Kurve, der man zu folgen gezwungen sei, auch wenn man lieber geradeaus fahre, hatte es in einer Kritik geheißt (LG: 41).⁽⁵⁸⁾

Dieser Kritik wird Sowtschick nach seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten, in „der neuen Welt“ (LG: 53), überall begegnen und der Dichter – „Alexander entschied sich für Demut“ (LG: 52) – begegnet ihr mit mehr Contenance als man es von ihm erwarten würde. Trotz des warmen Empfangs durch Institutsdirektor Dr. Kirregaard – „Wir freuen uns schon alle auf Sie!“ (LG: 56) – wird man sich im Institut bald über den konservativen Dichter ärgern.⁽⁵⁹⁾ So an späterer Stelle während Sowtschicks Besuch in Boston, nachdem der leicht gestresste Schriftsteller seinen Unmut über die mangelnde Betreuung in Philadelphia lautstark geäußert hatte:

⁽⁵⁸⁾ Vgl. auch den Eintrag im Tagebuch *Alkor* unter dem 4. Januar 1989: „Kramberg in der SZ meint, die ‚Hundstage‘ seien der tapfere Versuch, einen Motor laufen zu lassen, dem der Treibstoff ausgegangen ist. Seit 19 Jahren sei er mein ‚Getreuer‘, aber jetzt sei mir wohl der Treibstoff ausgegangen. Treibstoff? – Gluck-Gluck oder was meint er?“ (Kempowski 2003: 12).

⁽⁵⁹⁾ Vgl. dazu Kempowski (2006: 91): „Kempowski ist schwierig!“ sowie Ebd.: 587. Siehe auch Hempel (2004: 236).

„Was war mit Ihnen denn um Gottes willen in Philadelphia los?“ fragte Neubert auf der Rückfahrt. „Was hat's da gegeben? New York hat gesagt, mit Ihnen sei nicht gut Kirschen essen. Sie sind doch ein ganz friedlicher Zeitgenosse.“ Man habe ihm [M.K.: Dr. Neubert] geraten, ihn [M.K.: Sowtschick] bei dem geringsten Anlaß nach Hause zu schicken (LG: 178).

Nicht treffender könnte also dann der Vergleich Sowtschicks mit Kempowski sein, wenn man wie in Henschel (2009) liest: „Wenn Kempowski als ‚schwierig‘ galt, dann lag es sicherlich auch an seiner Weigerung, stromlinienförmige Meinungen zu äußern und sich dafür in den Medien als mutiger Querdenker feiern zu lassen [...]“ (Ebd.: 37f).

Doch nicht erst seine katastrophale Reise nach Philadelphia, bereits die Reklamation über seine Unterbringung in einem eher drittklassigen Hotel – „und daß das nicht der wahre Jakob wäre mit dem Hotel hier“ (LG: 55) –, aus dessen Fenster Sowtschick die an die Heimat erinnernden Töne der Jagdsonate⁽⁶⁰⁾ vernehmen kann, erregt die Gemüter im Institut. Dr. Kirregaard, der Sowtschick nach einer Magenverstimmung – „sein Körper wollte die Mayonnaise nicht annehmen“ (LG: 61) – Asyl auf seiner Ledercouch gewährt, wo er „seine heiße Stirn aufs kühle Leder schmiegte“ (LG: 65) fordert dann nicht wenig später im Gegenzug für seine Güte, ob „Alexander sich das Manuskript [von Kirregaards Kindheitserinnerungen] nicht vielleicht mal ansehen könne“ (LG: 74) und das nach seiner ersten Lesung an der New Yorker Columbia-Universität mit anschließendem Besuch in einem Jazzlokal in einem Umschlag verpackt – „Versprochen ist versprochen!“ stand auf einer Visitenkarte (LG: 107) – auf Sowtschicks Bett nonchalant platziert wird. Doch nicht überall gibt es zu beanstanden. Bereits auf der nächsten Station nach dem unvermeidlichen Debakel in Philadelphia – „Überall gastlich aufgenommen

⁽⁶⁰⁾ Es handelt sich hierbei um die Klaviersonate Nr. 18 von Mozart. Vgl. hierzu die Darstellung in *Hundstage*: „Köchelverzeichnis 576, ‚Jagdsonate‘ genannt, vom Komponisten selbst als leicht zu spielen bezeichnet, trotzdem heikel für einen Laien wie Sowtschick“ (HT 12).

und hier nun das!“ (LG: 124) – ändert sich das kritische Bild der neuen Welt und ganz unvermutet meint der Dichter mit Blick auf die viktorianischen Häuserzeilen: „Hier bleibe ich, so ein Haus kaufe ich mir, und dann hole ich Marianne nach, und alle können mich mal gern haben“ (LG: 127).⁽⁶¹⁾ Auch darf er hier durchaus Positives von den Gastgeberinnen über seinen Werkkanon vernehmen: „Die Frau sprach von der hinreißenden Komik seiner Prosa“ (LG: 133), obwohl er selber ja „zum Possenreißer nicht [tauge]“ (LG: 133). An späterer Stelle fügt er bitter hinzu:

Hier lag wohl auch der Grund, weshalb Alexander bisher von Austin noch nicht eingeladen worden war. Was komisch war, *konnte* ja nichts sein. Das war seit Gottsched so und sollte auch fürderhin so bleiben (LG 312).

Auch die nächsten Stationen versprechen viel an Aufregung. Dem Kollegen Schätzing immer einen Schritt hinterher oder voraus, hier und da Lesungen für interessierte oder eher weniger begeisterte Studierende gebend, führt Sowtschicks Weg über die Besichtigung eines Amish-Territoriums – „wie kam es, daß Alexander in diesem Augenblick an die jüdischen Streckenarbeiter im Osten dachte?“ (LG: 139) – bis hin zu dem Besuch eines von der Zivilisation abgeschottetem Indianerreservats: „Alles Taugenichtse, liegen den ganzen Tag auf der faulen Haut“ (LG: 152). Es folgen Boston und Yale, der Dichter stets auf der Suche nach einem geeigneten Souvenir für die Kinder oder etwas, was man auf den eigenen Schreibtisch stellen könnte zu den bereits aus *Hundstage* bekannten Wiener Bronzen.⁽⁶²⁾ Kein Fettnäpfchen lässt Sowtschick mit seiner obligatorischen Mehrzweckjacke⁽⁶³⁾ und der Prinz-Heinrich-Mütze⁽⁶⁴⁾ aus, denkt man zum Beispiel an die durchaus süffisante Episode

(61) Vgl. Kempowski (2003: 45): „Das einzige Ausland, in dem ich leben könnte, wären die USA.“

(62) Vgl. LG: 181 sowie HT: 134.

(63) Vgl. auch Kunckel (2003: 1) auf die Frage von *Welt am Sonntag*, wie viel Kempowski denn in Sowtschick stecke: „Die Mütze, der Parka mit den herunterhängenden Schnüren und sechs Amerika-Vortragsreisen, die ich zu einer zusammengefasst habe.“

in Yale:

Er sei wahnsinnig stolz, daß es ihm erlaubt sei, sich an diesem außerordentlichen Institut mit seinem Werk vernehmen zu lassen. Leider sagte er ‚Jail‘ statt ‚Yale‘ und da wurde er natürlich sofort lächelnd gerügt: Zwar habe jede Universität auch etwas mit Zucht zu tun, aber ein Zuchthaus sei diese Hochschule auf gar keinen Fall (LG: 188).

Egal, wo Sowtschick sich befindet, stets ist es die geliebte Ehefrau Marianne, an die gedacht wird – „Wie gern hätte er jetzt neben Marianne gegessen, seine Hand in der ihren“ (LG: 194)⁽⁶⁵⁾ – und die sich zwischen die Unannehmlichkeiten, das drängende Heimweh sowie die mangelnde Aufmerksamkeit dem Schriftsteller gegenüber als Hoffnungsschimmer schiebt. Vor allem mit der Aufmerksamkeit ist es um Sowtschick nicht gut bestellt. So in etwa beim Empfang der Deutschen Botschaft in Washington: „Nun kommst du an die Reihe, dachte Alexander, und ihm klopfte das Herz. Aber nein, er wurde nicht genannt oder gar gebeten, sich zu zeigen, obwohl er doch anwesend war“ (LG: 213). Nicht anders in Houston, wo man ihm gleich bei der Begrüßung klarmacht, dass man für seine Lesung keine Zeit aufbringen könne: „sie habe von den Deutschen ehrlich gesagt die Nase voll. Dächten, sie wären der Nabel der Welt“ (LG: 219).

Ein Höhepunkt ist sicherlich auch der Besuch in Orlando, wo Sowtschick gleich neben dem Hotel „in einem ‚Garagensale‘ [...] ein[en] Pappkarton voll Fotos, Vorkrieg, Krieg, Nachkrieg“ (LG: 232) erwirbt, „einen Griff in die Geschichte der Menschheit“, Bilder, bei denen Sowtschick es jedoch bedauert, „daß sich [...] nicht eine abziehbare Folie [darauf] befand, auf der das Sprechen der Menschen konserviert wurde“ (LG: 232f.). Nicht unschwer kann man

(64) Die Prinz-Heinrich-Mütze begegnet auch wieder in *Mark und Bein* auf Seite 176 sowie im Tagebuch *Hamit*. Siehe Kempowski (2011: 17): „Ich mit meiner Prinz-Heinrich-Mütze war gut getarnt.“

(65) Vgl. auch LG: 206, 215, 227.

hier *Das Echolot* durchschimmern sehen sowie die in Kempowskis ‚Archiv der Biographien‘ im Haus Kreienhoop verwahrten unzähligen Fotos.⁽⁶⁶⁾ In *Letzte Grüße* steckt also durchaus mehr Kempowski in Sowtschick als der Autor zugeben möchte und vielleicht ist es ja gerade das, was Kempowski bezweckt hatte, indem sich der Leser, wie er selbst, auf die Suche nach der wahren, einzigen Biographie zu machen hat, nur um dann festzustellen, dass es diese Biographie gar nicht geben kann, da sie die Biographie aller ist. Nämlich die der Deutschen. Planktonfischen eben, wie Kempowski es immer nannte.

Dieser Karton voll an Erinnerungen unbekannter Biographien, dieses in eine kleine Schachtel gebündelte Archiv des Schweigens begleitet Alexander Sowtschick nun auf seinen weiteren Stationen, die sich nur durch ihren geographischen Standpunkt, auf dem kulturellen Breitengrad aber kaum unterscheiden. Wohin der vermeintliche Botschafter und Verkünder der deutschen Kultur auch kommt, überall erwartet ihn ein fast ähnliches, sisyphoshaft anmutendes Szenario, bei dem ihm die eigene deutsche Vergangenheit als Haut-Ich injiziert wird. Wiederholt ist es auch Adolf Schätzing, den Sowtschick knapp verfehlt, sei es in einem „Kurort [...] am Fuß eines Ski-gebiets“ in einem Hotel, das „im Schweizer Stil erbaut“ und „The Yodler“ (LG: 244) hieß, in Los Angeles, wo man Sowtschick nahelegt, dass es sich in Amerika nicht zieme „liberal“ (LG: 283) zu sein – „was sie selbst waren, verrieten sie nicht“ (Ebd.) – bis hin zum Mormonen-Staat Utah. Dort scheint es sich Schätzing aufgrund seiner Eskapaden mit einem „weibliche[n] Wesen“ (LG: 306) offensichtlich verscherzt zu haben – „so was ging nicht in dieser Stadt“ (Ebd.) – und man darf eine erneute egofiktionale Überschneidung von Autor und tatsächlicher Begebenheit entdecken, wenn Sowtschick voller Bewunderung den Computer von Professor Flowers betrachtet und meint: „So ein Ding muß ich auch haben, dachte Sowtschick, koste es, was es wolle“ (LG:

⁽⁶⁶⁾ Man denke hier auch an die Episode in Henschel (2014: 392f): „Nach diesen Ordnungskriterien hatte Kempowski alle Fotomotive verzettelt. Hunderte, wenn nicht Tausende.“

310). Sofort denkt man hier natürlich an die Ausführungen in der Biographie von Hempel (2004), wo Walter Kempowski am 7. November 1986 aus Provo/Utah an seine Frau Hildegard wie folgt schreibt:

„Heute morgen habe ich mich auch mit dem Computer beschäftigt, mit [M.K.: Alan] Keele zusammen. Jeden Tag erklärt er mir alles, und immer vergesse ich es. Wenn man dann selbst mal drauf schreibt, ist alles viel einfacher. Hier steht in jedem Zimmer so ein Automat, ohne den geht es überhaupt nicht mehr. Ich werde mir von Knaus einen besorgen lassen“ (Hempel 2004: 196).⁽⁶⁷⁾

Eine weitere Interferenz lässt sich ebenfalls in Utah finden, als Sowtschick in „einem kühlen Stollen tief unter der Erde [...] die Ahnenkarteien der Mormonen“ (LG: 323) besichtigt und bei seiner Recherche, „ob sich auch unter ‚Sowtschick‘ etwas fände“ zwar die Bestätigung für sein Schriftstellerdasein bekommt: „Hier hatte er es braun auf grün, daß es ihm gelungen war, seinen Kindheitstraum zu verwirklichen und Schriftsteller zu werden.“ (Ebd.) Bei Abruf der Daten seiner Eltern jedoch wird er stutzig, denn:

nur eines war merkwürdig: statt ‚Oberstudienrat‘ war ‚Matrose‘ als Beruf seines Vaters angegeben: Richard Sowtschick, von Beruf Matrose [...] Bin ich denn der Sohn eines Matrosen? dachte Alexander, also ganz ein anderer? (Ebd.) [...] Als Sowtschick dann im Flugzeug saß dachte er: Nicht Studienrat war der Vater gewesen, sondern Matrose? Hatte er denn auf knarrenden Rahen gestanden? (LG: 328).

Hier dürfte ohne Zweifel die bereits erwähnte Plagiats-Affäre um Walter Kempowski Pate gestanden haben, denkt man an den kurz nach der Affäre veröffentlichten Artikel von Hellmuth Karasek, wo der Literaturkritiker scharfzüngig Harald Wiesers Vorwurf pariert:

⁽⁶⁷⁾ Direktes Zitat aus dem Walter Kempowski Werkarchiv unter den Siglennummer 282.

Am Ende seines Versuchs, Kempowski vom hohen Dichtersockel zu stoßen, auf dem er vorher nur in Wiesers überhitzter Phantasie stand, verabreichte der Stern-Autor dem Schriftsteller noch einen kleinen Tritt gegen das Schienbein. Er wirft Kempowski eine weitere Mogelei vor: Er habe seinen Vater zum Reeder gemacht, der sei aber nur Makler gewesen. Noch ein Schuß in den Ofen: Im Rostocker Adreßbuch von 1940 findet sich eine Anzeige über die „112 Jahre“ alte Firma Otto Wiggers (Inh.: Karl Georg Kempowski und Friedr. Berg), deren Sitz mit Rostock und Warnemünde angegeben ist. Sie führt die Bezeichnung „Schiffsmakler und Reederei“ (Karasek 1990).⁽⁶⁸⁾

Dass es also nicht nur der Parka, die Prinz-Heinrich-Mütze und die Amerika-Reise gewesen sein sollen, die den Dichter Sowtschick mit dem Autor verbinden, lässt sich hier folglich mehr als deutlich aus dem Kontext herauslesen. Aber als Leser weiß man es ja ohnehin: „Kempowski ist schwierig!“ (Kempowski 2006: 91).

Ernüchternd bis erheiternd sind auch die sich anschließenden Besuche, die Sowtschick zu einem Mädchencollege führen. Dort sagt man ihm aufgrund der schlechten Erfahrungen mit seinen Vorgängerkollegen kurzweg seine Lesung ab: „Ellen Butt-Prömse hatte es ein bißchen zu doll getrieben [...] Schätzing sei ein Reinform gewesen [...] Schätzing habe sich schlichtweg geweigert aufzutreten“ (LG: 336f.)⁽⁶⁹⁾ [...] „das Geld bekomme er aber trotzdem“ (LG: 342) und man gibt Sowtschick zu verstehen, dass man „von Autoren aus der

⁽⁶⁸⁾ Vgl. auch Kempowski (2011: 49): „Das dürfe ich nicht auf mir sitzen lassen usw. Er [M.K.: Hellmuth Karasek] habe vor, im ‚Spiegel‘ etwas darüber zu bringen.“

⁽⁶⁹⁾ Zu pauschal ist daher m.E. die Zusammenfassung von *Letzte Grüße* in dem Artikel von Spinnen (2003) aus *Die Zeit*, wenn es heißt: „Sowtschick hasst Schätzing’s *p.c.*- und *En-vogue- Sein*, er hasst das Genie-Gehabe, mit dem der Flegel sich Permis für alles und jedes verschafft“ (Spinnen 2003: 3, Hervorhebung v. Verf.). Man denke zudem an die Szene, als sich Sowtschick überlegt, „wen er zum Siebzigsten einladen wollte [...] Vielleicht Schätzing? Das könnte doch ganz lustig sein“ (LG: 328). Auch der Brief, den Schätzing Sowtschick zukommen lässt (LG: 388) sollte dabei Erwähnung finden und führt unzweifelhaft vor Augen, dass das Verhältnis der beiden nicht zwingend negativ geprägt sein muss.

Bundesrepublik [...] die Nase voll“ (Ebd.) habe.

Auch das Notizbuch, das er über seine Reise als alternder Vertreter der Literaturszene anzulegen gedachte, füllt sich nicht wie vorhergesehen. Umso näher Sowtschick dem Ende seiner Lesetournee entgegenreist, desto weiter entfernen sich die Erinnerungen an die vergangenen Stationen, verschwimmen am Horizont wie eine trügerische Luftspiegelung. Nur bruchstückhaft blitzen die Gedanken wie das stets menetekelnde Horn auf. Verwertbares kommt dabei jedoch nicht raus. Mehr noch, nachdem Sowtschick unbeabsichtigt an einem FKK-Strand entlang flaniert und man ihn des Voyeurismus bezichtigt, „scherten zwei Jünglinge aus und warfen ihn mit Schwung ins Wasser“ (LG: 351), in der Tasche das Notizbuch: „Zu spät, es troff von Wasser ...“ (Ebd.).

Bis nach Mexiko führt die Reise und in San Francisco vergisst man vor Aufregung über den „weltbekannte[n] Großautor“ (LG: 386) Ernst Prack⁽⁷⁰⁾, hinter dem sich nur unschwer Günter Grass verbirgt, den weniger bekannten Sowtschick und komplementiert den Dichter aus dem dortigen Institut hinaus, dabei stichelnd, ob man „in das Manuskript [M.K.: von Dr. Kirregaard aus New York] schon hineingeschaut habe“ (LG: 387). Dieses führt sich Sowtschick zwischen seinem Besuch in Chicago und seiner letzten Station in New York – Anfang und Ende werden hier symbolisch bewusst verknüpft – zu Gemüte und „bei der Lektüre des ‚Gleitflugs‘ [hätten] ihm die Haare zu Berge gestanden“ (LG: 413). Nebenbei wird noch die in Chicago lebende und dem Alkohol zusprechende Kusine Lucie besucht, „die einen Kognak nach dem anderen [trank]“ (LG: 406). Bereits an dieser Stelle mehrten sich die symbolischen Andeutungen auf Sowtschicks baldigen Tod. So darf man bei dem folgenden Passus, als Sowtschick über sein noch unfertiges Romanmanuskript nachdenkt, unwillkürlich an sowohl das als Menetekel für das Ende der Menschheit prophezeiende Jüngste Gericht in der Bibel als auch an den symbolträchtigen Fluss Styx aus der griechischen Mythologie denken, der Leben

(70) Vgl. zu Prack auch die Beschreibungen in HT: 254.

und Tod verbindet. Das Stundenglas als Sanduhr hingegen referiert mit seinen letzten Körnern auf die verbleibende Zeit bis zum Tode:

„Karneval über Lethe“: Als er an sein Buch dachte, sah er keinen Faschingszug vor sich, sondern apokalyptische Reiter mit Stundenglas in der Hand, und der geschlängelte Fluß tief darunter war schwarz (LG: 402).⁽⁷¹⁾

Somit überrascht es auch kaum, wenn Sowtschicks Kusine Lucie „auf dem Sofa [...] unter der ‚Toteninsel‘ von Böcklin [saß] und fragte, wie’s ihm geht“ (LG: 406). Kaum ein anderes Gemälde könnte den Tod so prägnant sich anschleichend symbolisieren wie das Bild von Böcklin, der selber einen Schlaganfall erleidend, auf Sowtschicks Leiden zugeschnitten ist. Auch der Schwächeanfall, bei der dem Besuch vorangehenden Lesung – „Hatte er nun *alles* hinter sich?“ (LG: 403) –, lässt erkennen, dass es Sowtschick dem Ende entgegentreibt. Dieses Ende oder auch „Der Schluß“, wie Kempowski das letzte Kapitel als vierten Teil⁽⁷²⁾ betitelt, wird noch ausstaffiert mit dem Brief einer ominösen Frau Samson, die Sowtschick seit dem Tag seiner Ankunft in New York zu erreichen versucht hatte und hinter der sich niemand anderes verbirgt als eine ferne Liebschaft Sowtschicks, die man bereits aus *Hundstage* kennt.⁽⁷³⁾ Es folgt dann noch der Besuch bei dem Kunsthändlerhepaar Kranstöver⁽⁷⁴⁾, das Sowtschick in ihrem New Yorker Edelpartement im 53.

(71) Man vergleiche dazu die zuvor auf das Romanmanuskript referierende Stelle: „Karneval über Lethe“, wenn er an den Roman dachte, stellte er sich einen Kostümball in Schwabing vor, mit Stefan George als Dante und hinter ihm nackte Damen auf einem Pegasus, und Amoretten streuen Blumen“ (LG: 350).

(72) Vier Teile wie es vier Versionen von Arnold Böcklins Gemälde gibt. Der ursprünglich fünfte Teil (= Sowtschicks Notizbuch) wurde ja bekanntlich während des Kriegs zerstört.

(73) Vgl. HT: 136: „Er hatte Erinnerungen an ein Mädchen namens Freddy, die zu den kostbarsten gehörten in seinem Gehirn“ sowie HT: 220: „Sowtschick bot die Story von dem Mädchen Freddy dar, mit dem er am Strand gesessen hatte, der plötzlich aufkommende Orkan, weit draußen Ölböhrinseln und Tanker, und die gemeinsame Flucht in einen Bootsschuppen; ‚lonesome‘, das Wort war ihm haftengeblieben.“

(74) Der Name Kranstöver ist keine Unbekanntheit und begegnet bereits zu Beginn von *Mark und Bein* als Museumsdirektor Dr. Kranstöver. Vgl. Kempowski (1992: 15).

Stock eines Hochhauses ähnlich symbolträchtig die ein Jahr vor seinem Tod von Schubert komponierte *Winterreise* auf einer Platte „aus Ostberlin“ (LG: 425) vorspielt, um sich genau dort von Sowtschick seinen gleichnamigen Roman *Die Winterreise* nochmals mit dem Enddatum des geteilten Deutschlands „November 1989“ signieren zu lassen. Auffallend mag der Besuch auch deshalb sein, da bei dem Ehepaar der Name Adolf Schätzing zum ersten Mal in der Odyssee Sowtschicks „keinerlei Wirkung hinterließ“ (LG: 426). Bomberpilot sei der Kunsthändler gewesen. Wichtig in dem Sinn, da sich auch hier ein weiterer Kreis schließt, hatte Sowtschick ja in der Buchhandlung, in der er ein Buch über den Einigungskrieg 1870/71 erstanden hatte, schließlich etwas über Bomberpiloten gesucht.

Bevor es zu der bereits erahnten Vereinigung zwischen Sowtschick und Schätzing kommt – „Sehen wir uns heute abend bei dem Knastdichter? Ich hole Sie ab“ (LG: 426) – und auch die Dünnbrettbohreraffäre durch Hilfe der „Schamlippe“ (LG: 427) ins Reine gebracht wird, kommt es Sowtschick immer wieder über die Lippen: „Out, out! Alles vorbei? [...] Out! Out und vergessen ...“ (LG: 428f.) und noch bevor der Kellner Sowtschick „eine große Ladung Pommes frites mit doppelter Mayonnaise“ (LG: 428) bringen kann, erscheint das zackige Horn zum letzten Mal wie der Dreizack des Poseidons. Vielleicht ist dieser Abgang Sowtschicks wie ein „Schlusstodestanz“, bei dem „alles zu Boden [fällt] wie ein großes Feuerwerk.“⁽⁷⁵⁾ Wie Dirk Hempel (2014) ganz folgerichtig darstellte, setzt Kempowski „den Menschen in seinem Streben und Irren, Hoffen und Scheitern“ in den „Mittelpunkt seines Werks“ (Ebd.: 159). Vielleicht sollte man hier noch hinzufügen: auch in seinem Sterben.

Geodäte oder die Spatien des Schweigens - zwei Ansichten Sowtschicks (I)

Nichts könnte leichter sein, als die Gegenwart vor Sowtschicks Haustüre in

⁽⁷⁵⁾ Originalzitat von Walter Kempowski während der Dokumentation für sein Projekt *Bloomsday 97*. Online abrufbar unter folgender URL: https://www.youtube.com/watch?v=p9EK8Q_rVj8, letzter Abruf am 27.05.2020.

einen fein geschnittenen Anzug zu kleiden, dessen Fasern durchwoben sind von den Partikeln der Zeitgeschichte. So wird zwar das ein oder andere der deutsch-deutschen Geschichte im Werk ausgiebig kommentiert und lakonisch abgetan, in seinen Büchern aber arbeitet Sowtschick wie auch Kempowski der Vergangenheit huldigend entgegen. Aber „es genügte seinen Lesern nicht, daß er in ziemlich dicken Romanen ‚Vergangenheit aufarbeitete‘, vergnüglich aufarbeitete“ [...], denn die fiktiven Leser der *Hundstage* im Jahre 1988 und von *Letzte Grüße* im Jahre 2003 wollen offensichtlich nur eins: „ihr jetziges Leben beschreiben, eigenes Tun und Treiben gespiegelt, ja gedoppelt sehen“ (HT: 12). Und dennoch offerieren beide Werke zwei Ansichten, die den Blick des damaligen Literaturbetriebs auf die Verhältnisse hier und dort, diesseits und jenseits einer gewaltigen Mauer widerspiegeln. Vielleicht sogar akkurater als die in den beiden Werken persiflierten und in der Gegenwart unter der allmächtigen Nomenklatur eines Bramarbas ihrem politischen Meinungsexhibitionismus Ausdruck gebenden Autoren wie Günter Grass, dem „Proust von Wasserburg“⁽⁷⁶⁾ Martin Walser, Uwe Johnson oder Christa Wolf, der Kempowski zeitlebens sehr kritisch gegenüberstand. Ein flüchtiger Blick, und man könnte als Leser der *Hundstage* und von *Letzte Grüße* der Meinung gerecht werden, dass Kempowski sich in seinen beiden Werken den von Iris Radisch (2000: 13)⁽⁷⁷⁾ leicht verändert zitierten Satz aus den Thesen zum 20. Jahrestag der Gründung der DDR: „Bürger unserer Republik sein bedeutet, zu den Siegern der Geschichte zu gehören“ zu sehr zu Herzen genommen habe. Denn nicht wenig spricht im Werk allzu deutlich dafür, „daß die DDR das bessere Deutschland repräsentiere“ (LG: 353). Wie diese Haltung Kempowskis in den beiden Romanen zu interpretieren ist, wird nun im Folgenden einer Re-Lektüre unterzogen.

(76) Vgl. dazu Kempowski (2006: 557).

(77) Radisch, Iris: Deutsche Literatur der neunziger Jahre in Ost und West. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): *Text + Kritik: DDR-Literatur der neunziger Jahre*. München (edition text + kritik), 2000, S.13-27. Radisch spricht hier von: „Bürger der DDR zu sein, heißt, zu den Siegern der Geschichte zu gehören“ (Ebd.:13).

Vielleicht sollte man sich in dieser Hinsicht auch gleich den oft zitierten Satz aus Kempowskis Tagebuch *Alkor* ins Gedächtnis rufen, in dem das Geschehen rund um die Wiedervereinigung im Jahr 1989 minutiös dokumentiert wird und wo er unter dem 18. Oktober 1989 wie folgt vermerkt:

Ich bekannte mich als einer, der sehnsüchtig auf die Wiedervereinigung wartet, da fuhren sie [M.K.: die Teilnehmer bei einer Debatte am Johannes-R.-Becher Institut in Leipzig] zusammen [...] und schwenkten dann aber ein bißchen um, es war so, als ob sie zum ersten Mal in ihrem Leben darüber nachgedacht hätten (Kempowski 2003: 467).⁽⁷⁸⁾

Um auf das ebenfalls in Hagedstedt (2014: 176) aufgeworfene Postulat zurückzukommen, dass man „Konservativismus als Verhalten – oder als Bekenntnis werten [kann]“ dürfen sowohl *Hundstage* als auch *Letzte Grüße* ohne Zweifel als Fackelträger dieser von Kempowski vertretenen Haltung zeugen. Nicht umsonst liest sich das folgende Statement in einem Interview der *Weltwoche* vom 25.07. 2007 mit einem dem Tod schon liebäugelnden Kempowski wie ein tragisches und von leichter Verzweiflung befallenes Bekenntnis, das letzten Endes jedoch mehr Beichte als Bekennung ist und an die berühmten *Confessiones* von Rousseau denken lässt: „Ich bin konservativ und liberal, und das darf man in Deutschland nicht sein.“⁽⁷⁹⁾ wobei Kempowski in seinem Gespräch mit Peter Voss 2003 ja bedeutungsschwer hinzufügte: „Der Wunsch zur Konservativität, der Wunsch zur Tradition besteht ja“⁽⁸⁰⁾ und heißt es nicht auch im Tagebuch vom 15. Januar 1989 zerknittert: „Sie [M.K.: Studenten, die nach Nartum kommen sollten] wurden wahrscheinlich durch kritische Einwände der Professorenschaft abgehalten, von dem Besuch bei diesem kon-

⁽⁷⁸⁾ Vgl. dazu Hagedstedt (2014: 176).

⁽⁷⁹⁾ Vgl. Teuwsen, Peer: „Reiches, Schönes, Grauenhaftes“. In: *weltwoche.ch*, letzter Aufruf am 27.05.2020.

⁽⁸⁰⁾ Vgl. FN 6.

servativ-liberalen Schwein“ (Kempowski 2003: 32). Grundsätzlich aber lassen sich beide Romane in Bezug auf ihre zeitpolitische und institutionelle Struktur insbesondere anhand der Figur des Schriftstellerkollegen Adolf Schätzing lesen, der abgesehen von seiner Ähnlichkeit mit den Namensinitialen Alexander Sowtschicks, einerseits als Hommage an Durs Grünbein⁽⁸¹⁾ erinnert, dem andererseits aber auch Benjamin von Stuckrad-Barre Pate gestanden haben könnte, wie es an verschiedenen Stellen in Interviews erwähnt oder in der Sekundärliteratur spekuliert wird. Erinnert man sich an die von Schätzing veröffentlichten Lyrikbände *Definitionen I bis IV* sowie das stilistische Vorgehen des 1997 veröffentlichten Buchs *Bloomsday 97*⁽⁸²⁾ und *Das Echolot* kann hierbei aber auch an den „Kempowski des Pop“⁽⁸³⁾ Rainald Goetz gedacht werden oder den im Tagebuch *Alkor* mehrmals erwähnten Peter Rühmkorf.⁽⁸⁴⁾ Wiederholt ist es aber die Stimme Sowtschicks, die sich bedacht und wohl strukturiert konservativ gegen die eher links gefärbten Gedanken der Vorzeigintellektuellen der BRD wie in etwa Günter Grass richtet, indem diese „das linke Entrüstungsmäntelchen“ (HT: 254) tragend aufgrund ihres mangelnden „Realitätsbezugs“⁽⁸⁵⁾ eher das „Ergebnis“ eines „Zeitalter[s] der Verharmlosung“⁽⁸⁶⁾ sind, als dass sie produktiv zum aktuellen politischen Diskurs der Jahre 1989 und 1990 beitragen würden. Auch wenn mehrere der fünf bisher publizierten Tagebücher Kempowskis um die Thematik der Wiedervereinigung bzw. des „Wiedervereinigungsplankton[s]“⁽⁸⁷⁾ kreisen, sind es

(81) Vgl. Kunckel (2003: 4) sowie Hempel (2004: 243).

(82) Kempowski, Walter: *Bloomsday 97*. München (Albrecht Knaus Verlag GmbH), 1997.

(83) Vgl. Radisch Iris: Mach den Kasten an und schau. In: *zeit.de* vom 14.10.1999, letzter Aufruf am 27.05.2020 sowie die Ausführungen dazu in Hempel (2004: 240).

(84) Tagebucheintrag vom 2. Januar 1989: „Ich höre, daß Rühmkorf ein absoluter Hypochonder sei. In Amerika hätten sie jeden Tag gedacht, der überlebt die Nacht nicht“ (Kempowski 2003: 10). Vgl. dazu die Passage in LG 93: „Wie Schätzing eine so lange Tour hinter sich bringen würde, so hinfällig und sensibel?“

(85) Vgl. dazu Hagestedt (2014: 199).

(86) Vgl. hierzu Gehlen, Arnold: *Moral und Hypermoral. Eine pluralistische Ethik*. Frankfurt am Main (Athenäum Verlag), S. 42.

(87) Vgl. dazu Kempowski (2009: 23, 56). Zum Begriff „Plankton“ siehe Ebd.: S.9.

eher die Jahre 1942, 1948 und 1956, die sowohl im Leben als auch im Schaffen Walter Kempowskis zu den wohl einflussreichsten und markierendsten Jahren gezählt werden dürfen, wie wir in etwa aus dem allerersten Eintrag aus dem Tagebuch *Alkor* am 1. Januar 1989 erfahren: 1942 als schicksalhaftes Jahr des Bombenangriffs auf Rostock, sowie das nicht weniger schicksalhafte Jahr 1948, in dem Kempowski ins „gelbe Elend‘ von Bautzen“ (Karasek 2006: 340)⁽⁸⁸⁾ inhaftiert wurde sowie 1956 als das Jahr seiner Freilassung.

Hundstage und *Letzte Grüße* spielen aber beide in den Jahren vor bis kurz vor der Wende und mit Adolf Schätzing benutzt Sowtschick bzw. Kempowski einen Kunstgriff, auf fiktionaler Basis seine in der Realität mehr als deutlich gehegten Ressentiments der Literaturszene der BRD sowie der ihm immer wieder entzogenen Anerkennung der Kritik gegenüber lauthals Ausdruck zu verleihen. Wenn es in *Hundstage* also heißt: „Von Sowtschick wurde in diesen Schulen nicht gesprochen“ [...], da er dort „zum konservativen Greis erklärt worden [war]“, so entspricht dies unso mehr der eigentlichen Kritik, der sich Kempowski Zeit seines Lebens ausgesetzt sah und in seinem Werk zu verarbeiten versuchte. Nicht ausdrucksvoller und unheilswangerer könnte daher der Nachsatz im Tagebuch *Alkor* unter Freitag, dem 13. Januar 1989 sein, wenn Kempowski von einer „Volkshochschul-Gruppe aus Nienburg“ spricht, bei denen man ja ohnehin „nicht damit rechnen [kann], daß solche Besucher je etwas von mir gelesen hätten“, um dann eine Seite weiter unter dem Nachtrag des Jahres 2000 resigniert, ja fast schon zerrüttet hinzuzufügen: „Je mehr Bücher ich geschrieben habe, desto weniger haben sie gelesen“ (Kempowski 2003: 29f.).

Im Gegensatz zu *Letzte Grüße* erfährt der Leser in *Hundstage* erst bei der oben erwähnten Teilnahme Sowtschicks an der Barthold-Hinrich-Brockes-Jury in Hamburg von der Existenz Schätzings, wengleich den kritischen Stimmen dem Literaturbetrieb der BRD gegenüber bereits an früherer Stelle kraftvoll Ausdruck verliehen wird. So etwa referiert Pastor Sehgras bei sei-

⁽⁸⁸⁾ Karasek, Hellmuth: *Auf der Flucht. Erinnerungen*. Berlin (Ullstein Verlag), 2006.

ner Predigt, „in der neben Südafrika, Nicaragua und Tschernobyl auch der liebe Gott vorkam“ auf die heimische Literatur, indem er „zum Schluß der Predigt [verkündete], [...] daß die Literatur der Be-Er-De jetzt allmählich aufwacht und ihren Platz als Vorkämpfer gegen das sich ausbreitende Elend tapfer einnimmt“ (HT: 165f.). Schätzing darf trotz seines fiktionalen, wenngleich auch der Realität nachgezeichneten Charakters durch seine Übersiedlung in den Westen Berlins als Teil derjenigen Autoren bezeichnet werden, „die ihren Wohnort auf die jeweils andere Seite der Grenze verlegt hatten und damit [M.K.: zumindest in der gängigen Literaturtheorie] nicht eindeutig als BRD- oder DDR-Autoren zu klassifizieren sind (Gelberg 2018: 9).⁽⁸⁹⁾ Wenn Sowtschick oder eine andere Stimme in *Hundstage* oder *Letzte Grüße* von Schätzing spricht, benutzt Kempowski folglich eine Art „Poetik der Grenze“ (Ebd.: 8), bei der im Anschluss an die Grenztheorie von Benjamin Bühler von sowohl einem „Einsetzen der Grenze“ als auch der Verwendung dieser symbolischen Grenzen als „unmarkierten Bereich des Dazwischen“ (Ebd.: 24) gesprochen werden kann. Auf der einen Seite der in den Westen geflohene Autor Schätzing und auf der anderen Seite Sowtschick als der im Westen verbliebene, aber stets um Anerkennung im Osten buhlende Schriftsteller, der – wagt man nun wieder den Sprung von Fiktion in die Realität – als Kempowski in den Osten verschleppt, 8 Jahre seines Lebens in Bautzen sein Dasein hat fristen müssen. Diese unwiderlegbare poetologische Trennlinie oder Grüne Grenze der Literatur zeigt sich, wenn auch in *Hundstage* nicht so eklatant, dafür aber in *Letzte Grüße* umso deutlicher, wozu auch der kafkaeske Textblockstil seinen Beitrag leistet, der zwischen jedem neuen Gedanken topographische Spatien eingefügt, Zwischenräume des Schweigens, in die der Leser hineingeworfen, selbst darüber zu entscheiden hat, ob er diese autofiktionalen Mauern überwindet oder sie als solche in ihrer Form als *terrain vague* einer endogenen Autopoiesis Kempowskis akzeptiert. In diesen

⁽⁸⁹⁾ Gelberg, Johanna M.: *Poetik und Politik der Grenze. Die Literatur der deutsch-deutschen Teilung seit 1945*. Bielefeld (transcript Verlag), 2018.

wie Gefängnisblöcke oder Blockstaaten anmutenden, einzelnen Textschwellen, Textpassagen oder mit dem *horror vacui* gefüllten psychogeografischen Textsprachräumen schält sich die in die Gegenwart gezwungene Vergangenheit immer wieder aus ihrer fiktiven Hülle heraus. Doch wenn wir genau hinsehen, können wir beobachten, dass „dieses Weiße“ der Textstellen ähnlich wie „Spatien in der Torarolle, aus Buchstaben besteht, nur daß wir sie nicht wie das Schwarze der Buchstaben zu lesen verstehen“ (Idel 2010).⁽⁹⁰⁾ Die Spatien sind also nicht willkürlich mit dem Code der Verdrängung besetzt, sondern bieten dem Leser die Gelegenheit, sein hermeneutisches Denken zu formen und diejenigen Gedanken zu ergänzen, die Kempowski bewusst hier ausgegrenzt hat.

An dieser Stelle mag vielleicht noch hinzugefügt werden, dass Kempowski die amorphe Verstrickung zwischen *Dichtung* und *Wahrheit* zum Verhängnis geworden ist, wenn er – wie Alan Keele ganz folgerichtig ausführt – in seiner Chronik die Geschichte seiner Familie darstellt, die ganz augenscheinlich unter dem „Nimbus der Geschichtlichkeit“⁽⁹¹⁾ leidet und vielmehr den Anschein einer reinen, deutschen „Chronik“ erweckt, d.h. eine Darstellung, die mehr Wahrheit als Dichtung zu sein scheint. Damit findet man sich schon in der Nähe des Vorwurfs, Kempowski habe die Monstrosität der deutschen Geschichte bagatellisiert, indem sie fast ähnlich wie bei Martin Walsers *Ein springender Brunnen* (1998) unter den Teppich gekehrt worden ist. Dabei verweist Kempowski ja selber in einem Interview mit Volker Hage darauf, dass der 1979 veröffentlichte dritte Befragungsband *Haben Sie davon gewußt?*⁽⁹²⁾ zusammen mit dem ersten Befragungsband *Haben Sie Hitler gese-*

⁽⁹⁰⁾ Idel, Moshe: *Alte Welten. Neue Bilder. Jüdische Mystik und die Gedankenwelt des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main (Suhrkamp), 2010.

⁽⁹¹⁾ Keele, Alan: Walter Kempowski, ein Spion? Ein Vergleich der ‚Dichtung‘ der *Deutschen Chronik* mit der ‚Wahrheit‘ in den amerikanischen Geheimakten des CIC. In: Hagestedt, Lutz (Hrsg.): *Walter Kempowski. Bürgerliche Repräsentanz, Erinnerungskultur, Gegenwartsbewältigung*. Berlin/New York (de Gruyter), 2010, S. 259.

⁽⁹²⁾ Kempowski, Walter: *Haben Sie davon gewußt? Deutsche Antworten*. München (Albrecht Knaus Verlag), 1999.

hen?⁹³) als „flankierende Bücher dazugehören“ (Hage 2009: 69), auch wenn es „von der Kritik übrigens noch nicht richtig beachtet worden [ist]“ (Ebd.).

Viele Kritiker scheinen zudem auch den Gebrauch ihres eigenes Handwerkzeugs vergessen zu haben, denn Literatur ist nicht Literatur, wäre sie nicht in der Lage, die Wahrheit als Dichtung so darzustellen, dass sie der Wahrheit verblüffend ähnlich sieht, im Grunde aber nichts anderes als eine dichterische Wahrheit ist, die ihren Status als Erfundenes bewahren muss. Oder, um es mit den Worten Maxim Billers auszudrücken: um die sogenannte „Akademikerliteratur“ und das „Avantgardedenken‘ [...] zu verabschieden“ bedarf es „eine[r] vom ‚Material aus der Wirklichkeit‘ gesättigten und zugleich ‚lustvoll‘ erzählenden Literatur“ (Tommek 2016: 75)⁹⁴) als „Wiederkehr des Erzählens‘ [...] in deutlicher Abgrenzung [...] von einer politisch-moralisch engagierten Nachkriegsliteratur, wie sie vor allem die Gruppe 47 repräsentierte [...]“ (Ebd.). Nicht anders verhält es sich in *Hundstage* und *Letzte Grüße* als „retours au sujet“ in den Romanen der „autofiction“ (Ebd.: 76). Kempowski hat also schon 1988 einen wichtigen Roman verfasst, der ohne Zweifel zu den neuen Stimmen der Gegenwartsliteratur zu zählen ist, ohne dabei die Anerkennung dafür bekommen zu haben, wie in etwa die Romane von Klaus Modick, Patrick Süßkind, Stan Nadolny und später dann eben von Benjamin von Stuckrad-Barre, Christian Kracht oder Daniel Kehlmann. Während bei den genannten Autoren aber fast ohne Ausnahme eine gezielte „Befreiung des Erzählens von allen – sei’s politisch-moralischen, sei’s formalistisch-avantgardistischen – ‚Ideologien‘ in einem vermeintlichen Zeitalter ‚nach den Ideologien‘“ (Ebd.: 77) erkannt werden darf – lässt sich dieser in leicht transformierter Form abgewandelte und von einem starken Sarkasmus durchdrungene ideologische Charakter bei Kempowski immer wieder ausfindig machen, ohne dabei aber an gerade der die Moderne kennzeichnenden

⁹³) Kempowski, Walter: *Haben Sie Hitler gesehen? Deutsche Antworten*. München (Hanser Verlag), 1973.

⁹⁴) Biller, Maxim: So viel Sinnlichkeit wie der Stadtplan von Kiel. Warum die deutsche Literatur nichts so nötig hat wie den Realismus. Ein Grundsatzprogramm. Zitiert aus: Tommek (2016).

Stilistik einer realistischen Erzählweise wie eben „Lebensunmittelbarkeit“, „Erzählbarkeit“ oder „Unterhaltsamkeit“ (Ebd.: 77) einzubüßen. Wie schon Uwe Laugwitz in *Der Rabe* mit Bezug auf Kempowski hinweist: „In gewissen Kreisen, in denen avantgardeverdächtiger Hochmut zur Prestigeausrüstung gehört, blickt man auf Autoren, die so populär sind, natürlich mit Verachtung herab“⁽⁹⁵⁾ und „[w]er etwa eine andere Auffassung von Literatur vertrat, wurde ‚öffentlich isoliert‘“ (Hempel 2004: 209) wie Frank Schirmacher 1990 in *Frankfurter Allgemeine Zeitung* konstatierte.

Dass Kempowski dann aber doch diese auf den ersten Blick den Fluss der „Erzählbarkeit“ störenden stilistischen Hilfsmittel wie fragmentarisch wirkende Textblöcke einsetzt, um die „im Text immanente Teilung Berlins“ (Gelberg 2018: 41) zu manifestieren, erinnert auch an andere Passagen, wie der bereits oben angeführten Schreibweise „Be-Er-De“, auf die wir an mehreren Stellen beider Werke, aber auch in Publikationen anderer Autoren treffen wie etwa in Uwe Johnsons 1961 veröffentlichtem Essay *Berliner Stadtbahn*. Auch dort „verdeutlicht [Johnson] diese Besonderheit Berlins [M.K.: d.h. die Teilung Berlins] bereits in der Schreibweise ‚Groß-Stadt‘“ (Ebd.). Während Johnson als Vertreter eben dieser „politisch-moralisch engagierten Nachkriegsliteratur“ (Tommek 2016: 75) aber stilistisch auf Berlin restringiert verfährt, lässt sich Kempowskis „Be-Er-De“ auf vielerlei Art deuten. Allen voran in seinem Trinitätscharakter Westen-Mauer-Osten oder um es mit Johnsons Worten auszudrücken: „Die Grenze zerlegt den Begriff“ (Ebd.) bzw. in diesem Fall: „die Grenze zerleg[t] die Sprache“ (Gelberg 2018: 42). Doch während bei Johnson die „Grenze der Stadt die beiden politischen Ordnungen zueinander[bringt] und Nachbarschaft [stiftet]“ und „einen Kontaktraum [etabliert]“ (Ebd.), lässt sich dies für die beiden hier untersuchten Werke nicht allgemeingültig behaupten. Schon bei der Personenkonstellation der Literaturjury darf man dieses grenzsituative Brachfeld konstatieren, wenn es kurz nach Sowtschicks Ankunft in Hamburg heißt: „Neelsen und Achilles standen

⁽⁹⁵⁾ Vgl. *Der Rabe*. Ausgabe 7, 1984, S. 205. Zitiert aus Henschel (2009: 41).

auf der einen Seite, auf der anderen standen Sowtschick und sein Freund Dornhagen“ (HT: 254).⁹⁶ Auch wenn es sich hier nicht um die Diskrepanz zwischen West- und Ostautoren handelt – Neelsen ist aus Hamburg, Achilles aus München – nutzt Kempowski „im Dialog mit der erinnerten Wirklichkeit“ (Dierks 1981: 217)⁹⁷ diese faltenartige Wortkluft, um sowohl auf den gegenwärtigen politischen Zustand, aber auch – und das vielleicht sogar umso betonter – sein Dasein auf der anderen, womöglich falschen Seite anzuspielen, während „zwischen diesen beiden Fronten wie ein Häufchen Unglück Helga Klincke [saß]“ (HT: 254). Die gleiche Helga Klincke ist es auch, die in der Jury vor sich „ein geschmackvoll aufgemachtes karges Bändchen vor sich liegen [hatte]“ mit den „gesammelten Gedichten von Adolf Schätzing“ (Ebd.: 256). Auch bei den anderen Kollegen werden die *Definitionen I*, so der Name des Gedichtbands, durchaus positiv aufgenommen, sogar bei Engelbert von Dornhagen, der jedoch hinzufügt, dass „Schätzing schon tausend Preise bekommen [habe], und man doch ein wenig Zurückhaltung üben [solle]“ (Ebd.: 257). Anders fällt die Kritik Sowtschicks aus, der zwar vom inhaltlichen Standpunkt aus nichts der Meinung seiner Kollegen entgegenzusetzen hat. Vielmehr, „Sowtschick pflichtete seinem Freund bei“ aber:

ihn störte etwas anderes, etwas, das in dieser Runde und auch sonstwo keinesfalls ausgesprochen werden durfte: daß Schätzing aus der DDR kam. Er hatte nichts gegen die ‚Brüder und Schwestern jenseits des Eisernen Vorhangs‘, aber es war, wie ihm schien, schon ziemlich Mode geworden, die Leute von drüben mit Preisen zu überhäufen (Ebd.: 257f).

Diese Stelle ist in der Hinsicht von Relevanz, da sie in *Hundstage* zum ersten Mal Sowtschicks kritischen Blick auf den Literaturbetrieb des Westens vor

⁹⁶ Hinter Engelbert von Dornhagen verbirgt sich der „Schriftsteller und Napoleonforscher Eckart Kleßman“. Vgl. dazu Kempowski, Walter: *Das 1. Album. 1981-1986*. Frankfurt am Main (Stroemfeld), 2004, S.11: „In ‚Hundstage‘ habe ich ihm ein Denkmal gesetzt.“

⁹⁷ Dierks, Manfred: *Autor-Text-Leser: Walter Kempowski*. München (Francke Verlag), 1981.

Augen führt. Dazu trägt natürlich auch die Auswahl Sowtschicks – „einen fesch eingebundenen Band lyrischer Prosa“ (Ebd.) von Ellen Butt-Prömse – kein Geringes dazu, da er „nur einmal kurz in dem Band geblättert [hatte], und zwar unmittelbar bevor er seinen Vorschlag machte“ (Ebd.). Es scheint hier also, dass es die Jury nicht ganz so ernst meint, wie man es als Leser vielleicht von einer Runde illustrierer Literaten erwarten möchte, die in regelmäßigem Turnus „glühend und unerkant das Juwel aller Juwelle“ (Ebd.: 256) zu küren hatten, dabei aber wohl mehr auf die Herkunft des einen oder anderen Autoren – wenn möglich aus dem Osten – zu achten pflegen, was sowohl Sowtschicks, und von der Fiktionalität in die Realität zurückkehrend, auch Kempowskis Unmut immer wieder erregte. Da es Zeit wird, „diese Sache hier zu ‚verabschlussen‘“ (Ebd.: 261), entscheidet man sich kurzum – „eine Probeabstimmung brachte Einstimmigkeit zutage“ (Ebd.) – Adolf Schätzing den mit fünfzehntausend Mark dotierten Brockes-Preise zu verleihen, „einem Autor, der die Bundesrepublik ein Irrenhaus genannt hatte, und diese Entscheidung würde kein Entrüstungsstürme hervorrufen, eher Beifall, und zwar [...] von links als auch von rechts“ (Ebd.). Hierbei dürfen sowohl die politischen Lager als auch die geodätische Linie zwischen West- und Ostdeutschland in den Text interpretiert werden, während das Statement Schätzings an den Ausspruch Heiner Müllers denken lässt, der auf die Frage danach, „wie viel Mauer zwischen Ost und West sei“, antwortete, dass man „durch eine Zeitmauer“ fahre und auf die „Gründ[e] für diese Differenz“ befragt wie folgt verlauten ließ:

Viele meiner Freunde sind in den Westen gezogen – Schriftsteller vor allem. Sie versuchten dort zu schreiben, aber das ist wirklich ein Problem. Leute, die hier aufgewachsen sind, haben zumindest ein Bild von oder eine Hoffnung auf eine andere Gesellschaft, eine andere Art zu leben. Dieses Bild verbindet sich mit dem Ende der Warengesellschaft. Im Westen ist diese Welt in voller Blüte, und daran kann man sich nie ganz gewöhnen. Man kann das Bild einer anderen Welt nie ganz vergessen. Das wird ihre Schizophrenie, wenn sie sich dazu entschließen, im

Westen zu leben [...].⁽⁹⁸⁾

Auch wenn insgesamt die Referenzen auf die DDR in *Hundstage* eher gering ausfallen, darf das Werk allein schon aufgrund seines Veröffentlichungsjahrs 1988 als politisches Statement betrachtet werden. So betonte Walter Kempowski selbst 15 Jahre später im Gespräch mit Peter Voss nochmals, dass er immer ein Buch über 1888 und 1988 schreiben wollte, eine Gegenüberstellung zum Ende des deutschen Imperialismus als auch des Ost-Imperialismus.⁽⁹⁹⁾

Geodäte oder die Spatien des Schweigens - zwei Ansichten Sowtschicks (2)

Die Haltung Sowtschicks der DDR gegenüber lässt sich dann in *Letzte Grüße* weiterverfolgen, das evident politische Züge trägt und mehr Grenz- oder Wiedervereinigungs- als Fortsetzungsroman ist. Um die Deutschen Wochen in Amerika lohnend auszuschöpfen – „Auf diese Weise kann ich die Reise noch ausmünzen“ (LG: 27) – überlegt sich Sowtschick eine literarische Verarbeitung seiner Erlebnisse, die jedoch eher auf Zurückhaltung denn auf Zustimmung seitens der Redakteure stößt. Weniger die Thematik einer Amerika-Reise ist es als die Tatsache, „daß er [M.K.: Sowtschick] neulich von den ‚Brüdern und Schwestern im Osten‘ gesprochen habe und von ‚unserm deutschen Vaterland‘ [...] und so was fiel schwer ins Gewicht [...]“ (LG: 28). Auch wenn Sowtschick dies nicht direkt geäußert hatte – „aber daß er so was dachte, traute man ihm zu“ (Ebd.) – führt im Anschluss an das oben angeführte Zitat aus *Hundstage* die kritische Betrachtung der geteilten Verhältnisse hier und dort deutlich vor Augen, was ihm von sowohl Literaturkritik als auch Verlagswesen nicht zu Gute kommt. Gerade in diesen Zeiten war es schließlich weniger opportun, sich als durchaus bekannte Stimme in irgendeiner Weise kritisch oder negativ über ebenjene „Brüder

⁽⁹⁸⁾ Heiner Müller zitiert aus: Ostheimer, Michael: *Leseland. Chronotopographie der DDR-und Post-DDR-Literatur*. Göttingen (Wallstein Verlag), 2018, S. 372f.

⁽⁹⁹⁾ Vgl. hierzu FN 6.

und Schwestern“ (Ebd.) im Osten zu äußern, zumal es nicht dazu beiträgt, „als zähnefleischender Kriegstreiber“ (Henschel 2009: 38) konservativ zu sein, statt offen bekennend unter dem „Mief realsozialistischer Dogmen“ (Walther 2000: 211)⁽⁰⁰⁾ bei den Kollegen von ‚drüben‘ hausieren zu gehen:

Alexanders Angebot wurde auch deshalb abgelehnt, weil er vor Jahren mal einen Aufsatz über die Parteienlandschaft in der BRD nicht geliefert hatte, obwohl man ihn doch so herzlich darum gebeten hatte (LG: 28).

Während man aus heutiger Sicht unproblematisch die Äußerung öffentlich vertreten kann, dass es „eine ‚DDR-Literatur‘ ohnehin nie gegeben“ (Walther 2000: 215) habe, lässt sich gleiches nicht für Sowtschick behaupten, der ungeachtet seiner Ablehnung die politischen Geschehnisse mit großem Interesse zu Hause im vertrauten Sassenholz verfolgt:

Alexander Sowtschick stellte den Fernseher an [...] Da wurden junge Leute von Volkspolizei am Betreten einer Kirche gehindert, also Brüder und Schwestern. Kerzen anzünden und aufs Trottoir stellen, das wurde ihnen gerade eben noch gestattet. Die Polizisten hätten diese Dinger gerne umgestoßen [...] Aber lieber nicht [...] Außerdem schaute das Westfernsehen zu (LG: 30).

Natürlich lässt sich dabei fast automatisch die Linie von Sowtschick zu Kempowski ziehen, denkt man doch unmittelbar an folgendes Zitat aus *Das I. Album. 1981 bis 1986*⁽⁰⁰⁾, wo es heißt:

Mir platzte dann leider der Kragen, als [M.K.: Erich] Kuby die Haft von Wolfgang Harich mit der normaler Häftlinge hier bei uns gleichsetzte. Ich versuchte die Sache richtigzustellen, fragwürdige Gerichtsverfahren, Haftbedingungen usw., und

⁽⁰⁰⁾ Walther, Peter: *Es gibt nur gute und schlechte Kritiken. Vom vermeintlichen Fortleben ostdeutscher Literaturkritik*. In: Arnold, Heinz Ludwig (2000: 211).

⁽⁰⁰⁾ Kempowski (2004: 107). Vgl. dazu auch Henschel (2009: 38).

bezeichnete die DDR als ein einziges großes Gefängnis. Hatte sofort alle gegen mich [...] (Kempowski 2004: 107).

Auch die Ankunft Sowtschicks in New York steht ganz im Zeichen der Teilung bzw. des Wiedervereinigungsplanktons, je nachdem, von welcher Seite man das Geschehen betrachtet. Ganz gewiss kann es dann auch kein Zufall sein, dass Alexander Sowtschick in einem New Yorker Antiquariat, das immer „etwas von Heimat an sich“ (LG: 59) hat, die Werke des einst wie Kempowski inhaftierten Fritz Reuters ausschlägt und „einen Prachtband über den Krieg 70/71“ kauft, „auf dem Deckel preußische Kavallerie in heldischer Positur“ (Ebd.). Und dies fern von der *eigentlichen* Heimat, wo sich vor allem jenseits der Mauer die Menschen unter *Wir sind ein Volk*-Rufen immer heftiger aber in dennoch friedlicher Façon gegen den Zwangsgürtel wehren, der sich strangulierend um den schmalen Hals der jungen Republik zieht. Dieser genannte Prachtband wird ihm auf seiner Reise ein treuer Begleiter sein, in dem er in ruhiger Stunde immer wieder Anregung findet: in einem Werk also, das den Einigungskrieg von 1870/71⁽¹⁰²⁾ des damals ebenfalls sehr jungen Deutschlands beschreibt, das zuvor in unzählige Stücke zerhackt, politisch undurchsichtig war und dann unter Bismarck zu neuer Größe fand. Erneut Wiedervereinigungsplankton, wenn man so möchte, allerdings wesentlich blutiger als die Friedensdemonstrationen in Leipzig. Auch damals strebte man eine Einigung unter demokratischen und liberalen Prinzipien an und sah sich immer mehr der monarchischen Autorität ausgesetzt.

Schätzung, den er gleich bei der ersten Lesung durch seine Magenverstimmung verpasst und der „im Vortragssaal des Instituts seine Gedichte sprach, die so klar waren wie das Wasser in dem Glas, das auf seinem Pult stand“ (Ebd.: 68) scheint auch „zu der verhetzten Jugend gehört [zu haben], langhaarig, die ihm auf dem Rathausmarkt die Krawatte aus der Jacke geris-

⁽¹⁰²⁾ Auch in *Heile Welt*, dem 1998 veröffentlichten und inoffiziellen Fortsetzungsroman von *Herzlichen Willkommen* begegnet man dieser fast schon symbolischen Zahl wieder, wenn es heißt: „Womöglich gab es auf diesem Friedhof noch ein Grab von 70/71?“ Kempowski (2018: 35).

sen hatte“ (Ebd.: 66). Eine Anspielung auf die 68er vielleicht, denen Kempowski – wie wir wohlunterrichtet wissen – mehr als nur kritisch gegenüberstand⁽⁰⁰³⁾ und deren Handeln er sehr provozierend sogar im Gespräch mit Peter Voss als „Totalitarismus“ bezeichnet hatte.⁽⁰⁰⁴⁾ Dies dürfte umso mehr die konservative Haltung Kempowskis – „Was haben Sie eigentlich gegen Kommunisten“, wurde er gefragt“ (LG: 353) – unterstreichen, wie man sie bei Sowtschick in Bezug auf die Ereignisse in der DDR als Spiegelbild der Realität projiziert bekommt.⁽⁰⁰⁵⁾ Dieser Ruf eilt ihm sogar in Amerika voraus, flüstert Schätzing-Bewunderer Professor Phallenberg aus Oregon dem Institutsleiter Kirregaard doch schließlich zu: „Ja, wissen Sie, mit dem Sowtschick ist das so eine Sache. Ist der nicht gegen den Fortschritt?“ (LG: 76). Und auch der Assistent der Columbia-Universität meint trocken: „Sowtschick gehöre, soweit ihm bekannt, nicht gerade zur Avantgarde, mehr zu den Vollstreckern einer älteren Zeit, einer von diesen rückwärts gewandten Autoren, die es in jeder Epoche auch geben müsse“ (Ebd.: 100).

Dass man es in Amerika mehr mit der DDR als mit den Schriftstellern aus der „Be-Er-De“ hat, darf Sowtschick wiederholt bei seinen Blicken in die dortigen Institutsbibliotheken feststellen, wo sich neben dem Werk des vertrauten Schätzing „allerhand DDR“ (Ebd.: 79) findet, aber bis auf Ausnahmen

⁽⁰⁰³⁾ Vgl. den Eintrag im Tagebuch *Alkor* vom 14. Januar 1989: „Raddatz wunderte sich darüber, daß ich gegen Revolutionen bin. Er ist noch nie jemandem begegnet, der gegen Revolutionen ist, sagt er“ (Kempowski 2003: 31). Vgl. dazu auch das Interview *Wahrheit als Dichtung* mit Benjamin von Stuckrad-Barre in *welt.de* vom 27.01.2002, letzter Aufruf am 27.05.2020: „Ich habe den Kontakt zur 68er-Generation nie gefunden.“

⁽⁰⁰⁴⁾ Vgl. FN 6.

⁽⁰⁰⁵⁾ Vgl. dazu auch folgendes Zitat aus Kempowski, Walter: *Uns geht's ja noch gold. Roman einer Familie*. München (Deutscher Taschenbuch Verlag), 2003: „Die lebten wie die Made im Speck und predigten den Sozialismus. Naja, für sie habe das Arbeiterparadies ja auch schon begonnen“ (Ebd.: 296). Hierzu darf der Kommentar aus Henschel (2009: 26) hinzugefügt werden, der zu dieser für das sozialkritische und konservative Denken Kempowskis durchaus relevanten Passage „mit giftigen Zitaten aus dem Mund der antikommunistischen Verwandten des Erzählers im zerstörten Berlin“ wie folgt meinte: „Auf die Kommunisten blickte man in diesem bürgerlichen Milieu, das mit den Nationalsozialisten paktiert und sich doch stets für was Besseres gehalten hatte, voller Verachtung hinab“ (Ebd.).

– die „Äölen“, der Privatdruck, den er seinen Romanen vorausgeschickt hatte“ (Ebd.: 80) – nichts von Sowtschick.⁽¹⁰⁶⁾

Auch das bereits oben angeführte Statement über die „Brüder und Schwestern im Osten“ scheint Sowtschick wie ein Schreckensgespenst des Konservatismus in Amerika zu verfolgen. So lädt man ihn aus eben jenem Grund nicht zum Botschafter ein:

„Hat der Mann was gegen Sie? – Wissen Sie, Herr Sowtschick, nehmen Sie's nicht übel, Sie gelten als konservativ, und da müssen Sie sich nicht wundern, daß die Leute sich mit Ihnen nicht exponieren wollen...Haben Sie nicht kürzlich mal was von den ‚Brüdern und Schwestern im Osten unseres Vaterlandes‘ geredet? Oder sogar ‚Ostzone‘ gesagt?“ (Ebd.: 81)

Konservativ in dem Sinne, dass der Staat für Ordnung zu sorgen hat, wenn nötig auch mit Polizeigewalt. So hätte es Kempowski schon gerne bei den 68ern gehabt und nicht anders sieht er es auch bei den Montagsdemonstrationen in Leipzig 1989. Dies stößt in Amerika jedoch auf Unverständnis. So bei seiner jungen Begleiterin Jennifer, die Sowtschick durch New York führt:

Das verstünde er nicht, man brauche hier doch nur ein paar Polizisten zu postieren. Da sah ihn Jennifer grade an und sagte: So was mache man vermutlich in Deutschland, hinter jeden Busch einen Polizisten postieren [...] Die Leute in Deutschland dürften ja nicht einmal brennende Kerzen vor Kirchen deponieren ... (Ebd.: 87).

Dahinter steckt natürlich eine mit Augenzwinkern hinzunehmende, selbstironische Kritik, die sicherlich auf die literaturkritische Auseinandersetzung der Verfilmung von *Tadellöser & Wolff* zurückgeht, zu der sich Walter Jens 1975

⁽¹⁰⁶⁾ Vgl. dazu auch die Seiten 164f., 183 sowie Kempowski (2003: 238) und Henschel (2009: 48): „Von Kempowski ist in dieser Buchhandlung nix vorhanden. Kempowski ist out.“

in *Die Zeit* unter seinem wohlbekanntem Pseudonym Momos wie folgt scharfzünftig geäußert hatte und dort insbesondere auf Kempowskis Duktus „ohne Distanz“ (Henschel 2009: 39) verwies, der die Schrecken des Nationalsozialismus verharmlosen würde:

„Tadellöser & Wolff“ zeigt nur die eine Seite der Wirklichkeit. Die Kehrseite läßt er noch nicht einmal in der Form eines Durchblicks erahnen. Von Lagern und Millionen von Toten, von Verbrennungsöfen und Foltern ist nicht die Rede. Es geht harmlos zu im Kreis der Familie Kempowski. Das Schlimmste, was passieren kann, ist, daß der dänische Schwiegersohn verhaftet wird – und auch das nur für ein paar Tage. Dann ist er wieder frei. Gute Menschen haben eben Glück.⁽⁰⁰⁷⁾

Referierend darauf lässt sich dann die ein Jahr vor der Veröffentlichung von *Letzte Grüße* gehaltene Rede anlässlich der Verleihung des Dedalus-Preises 2002 anführen, in der sich Walter Kempowski zu den immer wieder von der Literaturkritik gegen ihn vorgebrachten Vorwürfen verteidigte. Diese Stelle kann m.E. als Referenz sowohl auf den Eintrag im Tagebuch vom 15. Januar 1989 – „Hat sich in der DDR gegen den Sozialismus vergangen, dieses Schwein“ (Kempowski 2003: 33) – als auch auf den Eintrag vom 4. Juni 1983 – „Daß ich eine unfreundliche Meinung über das DDR-Regime habe, ist vermutlich durchgesickert“ (Kempowski 2006: 229) – gelesen werden:

„Erst hat er den Sozialismus verunglimpft, zweitens hat er die Nazis verharmlost; mein Hitler-Buch und das KZ-Buch hat man schon gar nicht mehr wahrgenommen. Man kann sagen, daß ich seit 1973 eigentlich ein Faschist bin. Und das ist zum Teil so schlimm gewesen, daß ich ganz verzweifelt war, das muß ich wirklich sagen. Kritiken hat es immer einige gegeben, die wohlwollend waren, das muß ich sagen – aber nie Preise gekriegt. Deshalb bin ich ja so dankbar und freue

⁽⁰⁰⁷⁾ Momos (Jens, Walter): Von Folter und Verbrennung keine Rede. In: *zeit.de* vom 9. Mai 1975, letzter Aufruf am 27.05.2020.

mich sehr über diesen schönen Dedalus-Preis.⁽¹⁰⁸⁾

Auch seine Kritik Schätzing gegenüber – „Aus dem Osten kommen und den Westen als Drecksloch bezeichnen!“ (LG: 87) – trägt nicht zu dem harmonischen Verhältnis bei, schließlich würde Schätzing ja „auf Mißstände in Deutschland aufmerksam mache[n], das sei doch sehr anzuerkennen!“ (Ebd.: 91). Ihren Ausdruck findet hier deutlich die seit Ende der 60er Jahre zu beobachtende Rezeption der DDR-Literatur in den USA, indem die „Literatur nun nicht mehr immanent, sondern im Kontext der jeweiligen gesamtgesellschaftlichen Strukturen interpretiert [wurde]. [...] Somit waren auf amerikanischer Seite Bedingungen geschaffen, die eine Beschäftigung mit der Literatur des ‚anderen Deutschlands‘ ermöglichten“, wobei gerade vom literaturwissenschaftlichen Standpunkt aus – und so wird es ja schließlich in *Letzte Grüße* mehr als deutlich nachgezeichnet – die Politik der DDR „recht unkritisch gesehen und tendenziell positiv bewertet [wurde]“ (Opitz/Hoffman 2009: 276).⁽¹⁰⁹⁾ In Anbetracht von Schätzings Stellung in den USA könnte es somit nicht übereinstimmender sein, wenn gerade in den 80er Jahren in den USA die Frage aufgeworfen wurde, „wer unter den Autoren eigentlich die DDR repräsentierte: die Angepassten, die *Weggegangenen* oder diejenigen, die blieben und sich weiter für einen ‚besseren‘ Sozialismus einsetzten“ (Ebd.: 277, Hervorhebung v. Verf.). Dass Sowtschick immer wieder auf die Autoren in der DDR angesprochen wird, reflektiert folglich die Rezeptionswelle der DDR-Literatur in den 1980er Jahren der USA und erst das „Jahr 1989 bedeutete auch für die amerikanische DDR-Germanistik einen tiefen Einschnitt“, denn schließlich galt es ja, „weltanschauliche und interpretatorische Gewiss-

⁽¹⁰⁸⁾ Zitiert aus Brand, Peter: Latente Wahrnehmungsschwäche? Die Literaturkritik und Walter Kempowskis Roman „Heile Welt“. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): *Text + Kritik 169: Walter Kempowski*. München (edition text + kritik), 2006: S.82-93. Vgl. dazu auch Kempowski (2003: 46): „[...] aber ich habe mich gegen den Sozialismus schwer vergangen. Sowas ist von jeglicher Resozialisierung ausgeschlossen.“

⁽¹⁰⁹⁾ Opitz, Michael / Hoffman, Michael: *Metzler-Lexikon DDR-Literatur. Autoren – Institutionen – Debatten*. Stuttgart/Weimar (J.B. Metzler Verlag), 2009.

heiten aufzugeben und die Bedeutung der literarischen Entwicklungen und Prämissen der vorangegangenen vierzig Jahre neu zu überdenken“ (Ebd.: 277). Während aber auch im Westen „die Rezeption bestimmter mittlerweile bekannter Autorinnen und Autoren sehr positiv [blieb]“ (Ebd.: 278), ist Sowtschicks zurückhaltende Position nachdrücklich als durchaus konservativ zu bezeichnen. Anders als die Meinung der Amerikaner, dass es sich „bei der DDR um das bessere Deutschland handle“ (LG: 133), ist für Sowtschick diese Meinung nicht tragbar, schließlich befände er sich ja „in einem Land, das sich als Hort der Demokratie verstünde“ (Ebd.). Dennoch, das Interesse an Schätzing – „ein ziemlich haariger Geselle [...] mit wallendem Haar und Bart“ (Ebd.: 139) – scheint in Amerika genauso groß zu sein wie in Deutschland. Nicht umsonst „überlegten sich die Medienleute [in Hamburg] jetzt [...], ob sie ihm ein Fernsenteam nachschickten, um zu verfolgen, wie dieser Mann, der schon so viel Schweres erlebt hat [...] auf die Neue Welt reagiert [...] und [...] endlich mal sagt, was die Bundesrepublik für ein verrottetes Land ist [und] daß er viel lieber in der DDR geblieben wäre [...]“ (Ebd.: 163). Eine Einstellung also, die dem „Be-Er-De“-affinen und konservativen Sowtschick durchaus suspekt ist, auch wenn man ihm zuhause nicht die gebührende Anerkennung zukommen lässt, die er eigentlich für sein Schaffen verdient hätte. Stattdessen wird Schätzing als Repräsentant Deutschlands – für Sowtschick ein Affront sondergleichen – „von einem Professor namens Emerson für ein paar Tage zu einem privaten Treffen mit amerikanischen Autoren in sein Haus eingeladen [...]: ‚Das Bild Deutschlands in der amerikanischen Literatur‘“ (Ebd.: 245). Selbst als Leser leidet man hier mit und stößt immer wieder wie der orakelnde Brunnen mit einem Seufzer aus: *Sowtschick...Sowtschick!*

Vielleicht ist es aber auch einfach nur das Bild des West-Menschen, das man in Amerika hat als „vulgärer Kreischer“ [...], der erst eigentlich West-Mensch [war], wenn er die FAZ las“ und der als „FAZ-lesende[r] Orang-Uta[n] [...] aus den fernen demokratiebedünsteten Wäldern nach Sachsen eingefallen sein musste“ (Radisch 2000: 18). „Sei Schätzing nicht Sachse, wurde gefragt. Die seien da wohl alle etwas eigenbrötlerisch. Ob Alexander schon mal drü-

ben gewesen sei. „Aber ja!“ antwortete er. „Ich stamme ja von dort“ (LG: 132).⁽¹¹⁰⁾

Aufschlussreich für die Thematik sind dann die zahlreichen Anspielungen auf die deutschen Einigungskriege, die im Hintergrund der baldigen Wiedervereinigung auftauchen, stets im konservativ gepflegten Ton wie von dem Militärhistoriker Smith in seinem Gespräch mit Sowtschick:

Getrennt marschieren, vereint schlagen, das war der ganze Witz gewesen. Und in Ruhe abwarten, wenn sich die Dinge günstig entwickeln. Man kriegte es mit, wenn sich die Waagschale des Glücks einem zuneigt. Die deutschen Einigungskriege. Und: die kleindeutsche Lösung (Ebd.: 167).

Interessant mag dieser Passus gerade deshalb sein, da er präzise vorführt, dass in den USA nicht jeder über die DDR so denken will, wie es in der Literaturwissenschaft Kredo zu sein scheint. So lässt es sich zumindest aus dem weiteren Gesprächsverlauf von Sowtschick mit Smith entnehmen:

Nachdem sie sich eine Weile über 70/71 unterhalten hatten, zeigte Smith Sowtschick ein Foto von Erwin Rommel und eine Landkarte, auf der die Panzerkeile eintragen waren, mit denen die deutschen Armeen 1940 Frankreich zerschnitten hatten und dann geteilt das Land. Dann zeigte Smith auf der Karte, wie man mit ein paar Schnitten der DDR den Garaus machen könnte, beherzt zur Tat schreiten (Ebd.: 168).

Da verwundert es dann ganz und gar nicht mehr, wenn sich Sowtschick am Ende des Tages nochmals „das Buch von 70/71 vor[nimmt]“ und meint: „die Erschießung von Frantireurs, Bauernburschen, die aus dem Hinterhalt auf die Preußen gefeuert hatten. Wer nicht hören will, muß fühlen?“ (Ebd.: 173)

⁽¹¹⁰⁾ Vgl. dazu Kempowski (2006: 610): „DDR-Autor müßte man sein. – Aber das bin ich ja!“

Angeregt durch die neu aufkommenden Strömungen des „Marxismus und Neo-Marxismus, Strukturalismus [oder] Feminismus [...], die den literarischen Diskurs [belebten]“ (Opitz/Hoffman 2009: 276f.) sieht man in den USA wie auch in vielen Teilen West-Deutschlands nur das Positive in den realsozialistischen Strukturen der DDR. Natürlich wird da ein Kommentar wie der folgende von Sowtschick bei einer Lesung in Boston mit Schweigen bestraft:

Zum Schluß meinte er dann noch, so wie die aufgebrachten Arbeiter hier im Hafen von Boston vor zweihundert Jahren den Engländern die Teeballen ins Meer geworfen hätten, so scheine es jetzt im Osten Deutschlands das Volk zu sein, das sich anschicke, das Joch abzuschütteln ... Was für'n Joch?, schienen sich die Leute zu fragen, und das blieb unerörtert (Ebd.: 184).

Hier darf man sicherlich auch die 1976 von Margarete von Schwarzkopf in die *Welt* veröffentlichte „abfällige Bemerkung Kempowskis über die DDR-Literatur“ mit in den Text hineininterpretieren, „die in den Vereinigten Staaten ‚breiter als nötig‘ behandelt werde: ‚Immer wieder Christa Wolf, die bis zum Erbrechen oft zitiert wird.“⁽¹¹⁾

Auch die Vergangenheit Deutschlands wird Sowtschick als Teil eines konservativen Denkens mehr als nur einmal vorgeworfen. Angefangen bei der bereits oben erwähnten Begleiterin Jennifer – „Ob er Mitglied der Partei gewesen sei [...] Nein? Aber Hitlerjunge, was? Den Juden die Fenster eingeschmissen?“ (Ebd.: 89) – bis hin zur Lesung in Boston, wo sich neben den Vorwürfen der Vergangenheit auch die omnipräsente Kritik gegen den konservativen Westen richtet:

Im Anschluß an seinen Vortrag wurde Alexander gefragt, ob er in der Hitlerjugend gewesen sei, und eine Dame wollte wissen, wieso sie als Emigrantin ihr Grundstück in Wuppertal nicht zurückerhält. Ob er das gut findet? Die SED habe

(11) Zitiert nach Henschel (2009: 29). Vgl. auch Hempel (2004: 161).

ihr immerhin eine Einladung zu einem Friedenskongreß in die Hauptstadt der DDR geschickt. Von Bonn eine Enttäuschung nach der anderen! (Ebd.: 197)

Auch an anderen Stellen wird nicht an Lob der DDR gegenüber gespart:

Und dann wurden alle möglichen deutschen Autoren erwähnt, Ostautoren, Westautoren; im Osten sei ja wohl mehr los als im Westen, was? In Ostberlin sei er großartig empfangen worden, sagte der eine, im Gästehaus gewohnt und alles kostenlos [...] Nette Leute da drüben [...] (Ebd.: 281). Die Bundesrepublik habe kein Gespür für die Wirksamkeit kulturellen Engagements, die DDR schon eher! (Ebd.: 300). [...] Die Autoren aus der DDR im vorigen Jahr hatten einen ganz anderen Eindruck gemacht, stille freundliche Menschen, die im wesentlichen den Mund hielten (Ebd.: 338) [...] Ja, von Autoren aus der Bundesrepublik habe man hier jetzt die Nase voll. Für dieses College käme nur noch DDR in Frage (Ebd.: 342).

Erscheint die DDR hier also mehr wie ein arkadischer *locus amoenus*, als bukolische Landschaft in realsozialistisch gesticktem Kleid, in der alles für die Bürger getan wird, so erinnert das nicht von ungefähr an die sehnsuchtsgechwängerte Ostalgie-Haltung nach dem Untergang der DDR, als „die DDR noch einmal als Traum einer intakten Kultur- und Geisteslandschaft, in der es ‚menschlicher‘ zugeht, die Romane nicht so schnell ‚zum Schinder‘ mußten und man noch wußte, ‚wozu Theater überhaupt noch gut ist‘“ (Radisch 1993) sakralisiert wurde. So etwa wird Heiner Müller von Iris Radisch in ihrem Artikel „Dichter in Halbtrauer“⁽¹²⁾ in *Die Zeit* zitiert. Es ist ebenjener Heiner Müller, der nicht unähnlich zu Kempowskis kollektiver Gedächtnisarbeit an anderer Stelle verlauten ließ, dass „die einzige Funktion von Literatur und Kunst oder Theater [...] der Kampf gegen das Vergessen, gegen das Verdrängen [wäre]“ (Müller in Hempel 2004: 215).

⁽¹²⁾ Radisch, Iris: Dichter in Halbtrauer. Junge Autoren nach dem Ende der DDR. In: *zeit.de* vom 4. Juni 1993, letzter Aufruf am 27.05.2020.

Dass aber trotz dieser Disposition für alles, was aus dem „besseren Deutschland“ (LG: 353) kommt, wo die „Zukunft anbrach, wie man sie sich leuchtender gar nicht vorstellen konnte“ (LG: 79), nicht völlig kritiklos aufnimmt, kommt treffend zum Ausdruck, wenn Sowtschick an einer „Sommerakademie für deutsche Sprache“ (Ebd.: 286) auf ein unabhängig von den Deutschen Wochen sich auf offizieller Tour befindendes „Gitarrensextett aus Stralsund“ (Ebd.: 289) trifft, deren inoffizieller Auftritt an der Akademie natürlich strengster Geheimhaltung unterliegt: „Aber niemand durfte das wissen! Um Gottes willen! DDR! Das würde absolut ins Auge gehen“ (Ebd.: 290) meint der weißhaarige Professor der Akademie. Die Situation spitzt sich zu, denn als „die Musiker hörten, daß Alexander ein westdeutscher Autor [...] wär, wichen sie vor ihm zurück“ [...] und auch bei dem geselligen Beisammensein am Abend war „zwischen den Musikern und dem freundlichen Herrn Sowtschick [...] eine unsichtbare Grenze aufgerichtet“ (Ebd.: 291). Trotzdem kommt es zu einer ungewollten Annäherung: „Es klopfte an der Tür, einer der jungen Musiker kam herein und bat, er solle es bloß nirgendwo schreiben, daß er sie hier getroffen hat...Wenn das die Staatssicherheit erfährt...“ (Ebd.: 292).

Auch an anderer Stelle hört man leise die Kritik dem „besseren Deutschland“ gegenüber aus den Sätzen herausprechen, wie etwa als Sowtschick auf den Hausmeister einer Deutschen Schule in Boston trifft, damals in Cottbus „im Knast gelandet, freigekauft und nun in Washington [als] Hausmeister“ tätig. Von diesem Hausmeister darf Sowtschick dann vernehmen, dass „‘drüben‘ vieles entschieden besser sei [...] manches, hier in Amerika, möchte er allerdings dagegen nicht eintauschen“ (LG: 204f.), um dann aber kurz darauf mit Hinweis „auf die vielen Obdachlosen [...] unter den Brücken“ meint: „So was gebe es in der DDR nicht“ (Ebd.: 210), wo Nationalismus ja noch groß geschrieben werden darf, wie man gerade bis zur letzten Ehrenparade der Nationalen Volksarmee zum 40. Jahrestag der DDR⁽¹¹³⁾ deutlich genug hat

(113) Vgl. dazu auch die Darstellung im Tagebuch vom 7. Oktober 1990 in Kempowski (2006: 473): „Ich habe mir die Kasette von den Feiern zum vierzigsten Jahrestag der DDR noch mal angesehen“ [...].

nachverfolgen können. Auch die Amerikaner stehen dem in nichts nach. So in Florida, bei einer Darbietung in einem „barockartigen Theater“ mit den „Nachbildungen sämtlicher US-Präsidenten nebeneinander“ [...] „auf übergroßen Leinwänden Filme, in denen die Taten der Präsidenten verherrlicht wurden [...] von Indianermassakern keine Spur“ und als dröhnenden Abschluss die „Nationalhymne“ (Ebd.: 236):

Eine solche Darbietung würde man in Deutschland nicht hinkriegen, dachte Alexander. Wilhelm II., Hindenburg, Hitler ... Das würde nicht gehen. Das würde ja auch niemand sehen wollen. Außerdem kriege man ja gar nicht genug zusammen (Ebd.).

Andererseits verliert man in Amerika aber auch nicht die aktuelle politische Situation aus den Augen, wenn sogar ein Taxifahrer zu Sowtschick meint: „Die DDR pfeife wohl aus dem letzten Loch ...“ (Ebd.: 266).

Zu guter Letzt sind es dann aber Sowtschick und Schätzing, die sich zwischen all diesen Mauerstücken der Erinnerung gegenseitig verpassen, obwohl sie sich ungeachtet ihrer geographischen Trennung näherkommen. Sei es durch im Hotel vergessene Wäsche, die Sowtschick mit einem Zettel versieht – „Werde ich Sie irgendwann einholen?“ (Ebd.) – oder durch kleine Briefe, die man Sowtschick aushändigt und worin ihn Schätzing um seine Anwesenheit bittet: „Sowtschick war platt. Schätzing selbst hatte darum gebeten? Ja, lag dem denn was an ihm?“ (Ebd.: 245). Zu seinem Wohlwollen darf Sowtschick erfahren, dass der zuvor in seinen Augen eher arrogante Kollege auch für ihn ein gutes Wort eingelegt hatte und ihm durchaus Respekt zollt: „Schätzing habe sich übrigens über ihn freundlich geäußert. ‚Sowtschick kommt?‘ habe der gesagt. ‚Der gehört zu unseren Besten‘“ (Ebd.: 301) oder „Er hat sehr gut von Ihnen gesprochen“ (Ebd.: 362) heißt es. Irgendwann stellt sich der Dichter dann auch vor, „wie anders wäre die Fahrt verlaufen, wenn man zusammen gereist wäre“ (Ebd.: 332). Die Annäherung zwischen Westautor

und Ostautor als symbolisches Gefüge gegenwärtiger Verhältnisse – „Das Statement eines deutschen Politikers, die Beziehungen zur Deutschen Demokratischen Republik seien ausgezeichnet“ (Ebd.: 309) – neigt sich dem Ende zu, dessen Höhepunkt in einem Traum Sowtschicks eindrucksvoll beschrieben wird:

In der Nacht hatte Alexander einen besonderen Traum. Er lag im Bett und hatte einen Mann im Arm, kratzige Wangen, lange Glieder. War es Adolf Schätzing? Und am Morgen war sein Kissen naß von Tränen (Ebd.: 367).

Bewusst setzt Kempowski diese Rekurrenz beider Charaktere ein, denn „durch die regelmäßige Wiederkehr der Einheit und Assoziationen von Einheiten kommt das Werk als konstruiertes zum Vorschein, daß heißt mit Bedeutung versehen“, wie es schon in Roland Barthes *Die strukturalistische Tätigkeit*⁽¹⁴⁾ lautet. Der Text wird somit unabdingbar „als Vergegenständlichung der Plastizität des Menschen“ (Iser 1991: 14).⁽¹⁵⁾ Umso näher sich die beiden Schriftsteller kommen, desto weniger stößt man als Leser auf die bisherigen, fast schon obligatorisch gewordenen kritischen Seitenhiebe auf die BRD und die Lobeshymnen auf den Arbeiter- und Bauernstaat. Text und Realität vermischen sich, lassen sich nicht mehr voneinander differenzieren.

Symbolisch eine Annäherung darf auch in folgender Passage gelesen werden, wenn Sowtschick in San Francisco nicht mehr wie üblich in ein kleines Zimmer, sondern in ein Apartment mit „zwei Zimmern“ einquartiert wird, „die groß genug [waren] zum Hin- und Herschreiten“ (Ebd.: 385), von West nach Ost. Dieser metonymische Gebrauch tritt, je mehr sich die Handlung der tatsächlichen Wiedervereinigung am 9. November 1989 von sowohl BRD und DDR als auch von Sowtschick und Schätzing nähert, nun verstärkt

⁽¹⁴⁾ Barthes, Roland: *Die strukturalistische Tätigkeit*. In: *Kursbuch 5*, 1966, S. 194.

⁽¹⁵⁾ Iser, Wolfgang: *Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie*. In: Fauser, Markus: *Einführung in die Kulturwissenschaft*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), 2004, S.55.

als bewusst eingesetztes Stilmittel in den Vordergrund der Handlung, während die eigentliche Story nur noch planktonartige Skizzen auf dem Storyboard sind und Schreibakt und Interpretation sich ineinander verschieben.⁽¹¹⁶⁾ So sind es einmal die Künstler, die „auf der anderen Seite der Bay lebten“ (Ebd.: 386), dann „zwei Telefone“, die der Institutsleiter „bediente“ (Ebd.), oder das „andere Deutschland“ (Ebd.: 390), das in einer Gemäldeausstellung begegnet, bis hin zur finalen Szene in dem bereits bekannten New Yorker Hotel, wo „auf der anderen Straßenseite eine Wand“ (Ebd.: 411) zu erblicken ist und wo später Sowtschick von Schätzing als „ein großer Autor“ (Ebd.: 414) belobigt wird. Und dann, als es fast so weit ist, dass die Zahnräder von Fiktion und Wirklichkeit ineinandergreifen, genau zu diesem Zeitpunkt beschließt Sowtschick, „am nächsten Tag das Buch von 70/71 [M.K.: in das Antiquariat] hinzutragen und einfach in die Kiste zu legen. Die Sache hatte sich erledigt“ (Ebd.: 417). Erledigt, da die Wiedervereinigung nach dem Patzer von Schabowski nur noch eine Stilfrage ist. Das Buch würde man nicht mehr brauchen. Es hatte ohnehin nur noch symbolischen Charakter. Noch einmal werden die „Gittertüren automatisch hinauf- und hinuntergelassen“ (Ebd.: 419) wie die Schlagbäume an den Grenzübergängen in der Bornholmer Straße oder an der Waltersdorfer Chaussee. Noch einmal signiert Sowtschick für Frau Dr. Kranstöver mit „Alexander Sowtschick. November 1989“ (Ebd.: 425) seine aus *Hundstage* bekannte *Winterreise*, um sich dann zurück im Hotel wie in *Bloomsday 97* durch die Kanäle zappend⁽¹¹⁷⁾ die „hin und her wogende Menschenmasse in fahlen Fehlfarben“ (Ebd.: 428) anzusehen, als „Welt-Alltag einer Epoche“ (Hempel 2004: 224). Menschen, wie sie „durch die Mauer [brachen]“ (LG: 428) und in den Westen strömten. Wie in der Realität, in der die anfängliche Euphorie der wiedergewonnenen Freiheit der Einsicht eines

⁽¹¹⁶⁾ Vgl. hierzu auch: Jahraus, Oliver: *Literaturtheorie*. Tübingen/Basel (A. Francke Verlag), 2004, S.167.

⁽¹¹⁷⁾ Vgl. dazu auch folgende Anspielung auf *Bloomsday 97*: „Er ließ den Fernsehapparat flimmern, und er flipperte sich an den Bildern entlang von Kanal zu Kanal, bis es wieder von vorn losging“ (LG: 60).

aufoktroierten Kapitalismus weichen musste, und sogar diejenigen, die zuerst *Wir sind das Volk* und später dann *Wir sind ein Volk* geschrien hatten, zur Einsicht kamen, dass es auch weiterhin zwei Völker bleiben werden, die verschiedener in ihrer Grundhaltung, Moral und Ethik nicht sein könnten, so fühlt auch Sowtschick diese moralische aber auch psychogeographische Diskrepanz, wenn wir auf den letzten Seiten lesen:

Hier auf dem Hoteltisch stand ein Fernseher und da drüben ein Computer, zwischen den Geräten gab es keine Verbindung. Ein Ballett der Gleichzeitigkeit – ob es das schon gab? [...] Im Osten die geflügelten Insekten, wie sie über die Mauer krabbelten, und hier ein alter Mann an einem Fenster mit offenem Mund (Ebd.: 429).

Erst dann ist es zu Ende. Der offene Mund wird zum Symbol des letzten ausgehauchten Lebensatems. Noch einmal blitzt das mantische Horn auf. Dann liegt der Dichter regungslos auf dem Boden, den Namen seiner Frau murmelnd, die er doch so gerne noch einmal gesehen hätte. Über ihm, mit Stock und Hut, „der geliebte Kollege“ Schätzing (Ebd.: 428). *Famous last words?* Vielleicht „Out, out! Alles vorbei?“ (Ebd.). Oder im Sinne Shakespeares: „Umsonst! Umsonst! Alles umsonst?“⁽¹¹⁸⁾ Wir werden es nicht wissen. Auch dies war schließlich nur wieder ein von Kempowski mit seinem feinen Gespür gezielt geplantes Wiedervereinigungsplankton, ein letztes Fischen im Plankton der „Erinnerungskristalle der Menschen“ (Hempel 2004: 213) und „[d]er Brunnen flüsterte laut und deutlich: ‚Schatzi, Schmaratzi ...‘ oder so was Ähnliches“ (HT: 130) und klang dabei „wie Regen. Aus der Perspektive eines Fisches“ (Harstad 2019: 745).⁽¹¹⁹⁾

⁽¹¹⁸⁾ Vgl. Shakespeare, William: *Shakespeare's dramatische Werke*. 18. Bd., Übersetzt von Schlegel, A.W. und Eschenburg, J.J., Wien (Anton Pichler), 1812, S. 209.

⁽¹¹⁹⁾ Harstad, Johan: *Max, Mischa & die Tet-Offensive*. Hamburg (Rowohlt Verlag GmbH), 2019.